Apologie des Misvergnügens und Uebels.

Drittes Gespräch.

Von

Adam Weishaupt

Herzoglich Sachsen Gothaischen Hofrath.

Non ignara mali, miseris succurrere disco.

Frankfurt und Leipzig,

1787.

Drittes Gespräch.

Der Leser.

Schon lange habe ich deiner gewartet. Kein Schüler des Socrates konnte seinen Lehrer so sehnlich erwarten. Und nun sehe ich mich wieder an deiner Seite, und erwarte deinen weiteren Vortrag.

Ich.

Daraus schliesse ich, daß meine Grundsäze für dich kein geringes Interesse haben: und wo dieses einmal entsteht, da ist auch der gute Erfolg und Würkung nicht gar ferne. Nach diesem anhaltenden Eifer, aus der Sehnsucht nach weiterer Belehrung und Unterricht, nicht aus vorübergehenden Eindruk solte ieder Lehrer den Nuzen seines Unterrichts in den Gemüthern seiner Zuhörer bestimmen. Wer den folgenden Morgen nicht weiter davon spricht, wer nicht von selbst von iedem Gegenstand Gelegenheit nimmt, die gehabte Unterredung zu erneuern, wer deinen

Umgang nicht allem übrigen vorzieht, und dich noch anbei sehr selten, und nur gelegentlich, und auf eine sehr kurze Zeit sieht, von dem glaube nicht, daß du oder deine Lehre ihm sehr wichtig geworden. Er glaubt sich vollendet, oder es giebt andere Gegenstände, die ihm ein lebhafteres Interesse erweken.

Der Leser.

Sollte dieser Schlus auf den Eifer seiner Zuhörer nicht zu einseitig und hart seyn? Konnten nicht Hindernisse und dringende Geschäfte Antheil daran haben?

Ich.

Diese wird ieder vorschüzen, um deinen Vorwürfen zu begegnen, die er sich schon zum Vorhinein selbst macht, und in seinem Herzen gerecht findet, aber doch nicht erfahren will, weil er besser scheinen will, als er ist. Aber du sey klüger, und glaube nicht, was wider die ganze Natur dieses Geschäftes streitet. Sage mir, was thut der Liebhaber, wenn ein geliebter Gegenstand seine Seele fesselt?

Der Leser.

Er füllt seine ganze Seele. Dieses Bild begleitet ihn aller Orten und verdunkelt alle übrige Vorstellungen. Kein andrer Gedanke kann sich zur gehörigen Lebhaftigkeit hinaufarbeiten. Alle übrige Gesellschaft ist dem eifrigen Liebhaber lästig und ekkelhaft: er sucht sich davon los zu machen, er bietet aller seiner Verschlagenheit und Wiz auf, um die grösten Hindernisse zu überwinden, und eilt sodann in die Arme seiner Geliebten, und findet sich nirgends seeliger, als in ihrer Gesellschaft und Umgang.

Ich.

Du must selbst geliebt haben, so treffend hast du diesen Zustand geschildert: und nun sage mir, soll der Liebhaber der Weisheit, die am meisten Liebe verdient, weniger thun, wenn ihm Weisheit zur Leidenschaft, zur ersten Lebens-Angelegenheit wird? Mus nicht dieselbige Ursach auch dieselbige Würkungen hervorbringen? Und wenn diese nicht erscheinen, wie kannst du die Ursache vermuthen, wo sie nicht ist? Lauigkeit und Gleichgültigkeit müssen sich einer solchen Seele bemei-

stert haben, es müssen Gegenstände vorhanden seyn, die sie heftiger begehrt, oder du hast die Kunst nicht verstanden, das Feuer in dieser Seele für diesen Gegenstand mit der gehörigen Lebhaftigkeit zu entzünden, ihn auf seiner reizendsten Seite, in der liebenswürdigsten Gestalt, mit den dauerhaftesten und anziehendsten Vorzügen darzustellen. Wäre dies alles geschehen, er käme wieder und gienge nicht von deiner Seite. — Aber dich, lieber Leser! trift dieser Tadel nicht. Du scheinst über unsre lezte Unterredung gedacht zu haben. Hat diese Zwischenzeit noch keine Veränderung in dein leztes Urtheil gebracht? Glaubst du noch immer, daß dein Unglück grösser sey, als du es ertragen kannst?

Der Leser.

Ich glaube es noch immer.

Ich.

Ich sollte glauben, du müßtest dich grosser Verbrechen schuldig wissen, welche dir deine innerliche Ruhe rauben.

Der Leser.

Dagegen schüzt mich mein gutes Gewissen.

Ich.

Ich.

Du must also sehr mit körperlichen Unfällen und Schmerzen zu kämpfen haben? Oder es müssen dir alle Mittel fehlen, die ersten und dringendsten Bedürfnisse der Natur zu befriedigen?

Der Leser.

Keines von beiden.

Ich.

So sind also deine Schmerzen keine physische, sondern idealische Schmerzen. Du liegst krank an einer Idee. Du leidest in der Einbildung, einer sehr allgemeinen und quälenden Krankheit. Drei Theile der gesitteten Menschen leiden mit Dir.

Der Leser.

In der Einbildung?

Ich.

Du bist unglüklich, weil du glaubst unglüklich zu seyn; weil du etwas für ein Uebel hältst, was kein Uebel ist. Alle Leiden der Menschen die keine physische Leiden sind, sind Leiden der Einbildung.

Der Leser.

So sprechen alle in dem Augenblik, wo sie nicht selbst leiden. Aber laß die Reihe an dich selbst kommen, und ich will erfahren, daß du diesen Ton sehr herabstimmst. Ich will also die Uebel nicht berühren, die mich näher und unmittelbar betreffen, um deinen Vorwürfen, die ich vorhersehe, auszuweichen. — Aber sag einmal, soll mich das nicht quälen, daß die Welt so verderbt ist?

Ich.

Du nennst eine grosse und gerechte Ursache deines Misvergnügens, wenn die Welt das ist, was du sagst. — Aber ob sie das ist? Dies könnte doch wohl ein Misvergnügen der Einbildung seyn?

Der Leser.

So schau also auf den Lauf der Welt, auf die Handlungen der Menschen. Alle diese scheinen mein Urtheil zu rechtfertigen.

Ich.

Sie scheinen, aber es verhält sich nicht so, wie du vorgiebst. Es scheint, wenn du es bei

dem ersten Eindruk bewenden lässest. — Und am Ende laß die Welt verderbt seyn, ist dieses Verderben unheilbar? Ohne Zweck? Gar keine Quelle eines künftigen entfernten Wohlstandes? — Dann erst klage, wenn es dieses ist.

Der Leser.

Ich kenne dich, wie sehr du die Kunst verstehst, allen Uebeln der Welt einen bessern und günstigern Anstrich zu geben.

Ich.

Und glaubst du, daß man übel dabei fährt? Wem war das noch vorträglicher, sich die Dinge ärger vorzustellen, als sie sind?

Der Leser.

Das Gefühl und die Empfindung widerlegen deine Sophismen. Alles sagt mir, das Verderben der Menschen sey gros und unheilbar.

Ich.

Du scheinst mir das Daseyn eines Gottes zu laugnen?

Der Leser.

Wie das?

Ich.

Ein unvollkommner Gott, der böses will, oder nicht hindern kann, ist doch wohl so viel als gar kein Gott? Wenn's nicht ärger ist einen so unvollkommnen Gott zu glauben?

Der Leser.

Und doch denke ich mir keinen, als einen höchst vollkommnen Gott.

Ich.

Das gehört zu dieser sonderbaren Philosophie der Menschen, die so manche Säze zu vereinigen weis, die auf keine Art zu vereinigen sind. — Gott ist so vollkommen, wie du sagst, und sein Werk so elend und verderbt? Reime mir das zusammen, ich bitte dich. Woher weist du das Daseyn eines Gottes, wenn du ihn nicht aus dem Daseyn seiner Werke kennst? Woher schliessest du auf seine Vollkommenheit als aus den Eigenschaften seiner Werke?

Der Leser.

Gott kann in sich selbst vollkommen seyn, ohne daß es nöthig wäre, daß seine Würkungen ausser ihm diesen höchsten Grad von Vollkommenheit haben.

Ich.

Also in sich mus er in dem höchsten Grad vollkommen seyn? Ist denn die Kraft, mit welcher er diese verderbte Welt hervorgebracht, nicht in ihm, ein Theil seines Wesens? Mus denn diese Kraft nicht ebenfalls höchst vollkommen seyn? Und ist sie das, wenn ihre Würkung die Welt so elend ist, als du sie beschreibst? Was würdest du sagen, wenn ich dir zu deinem Bau einen Baumeister als den grösten und ersten empfehlen, und dir sodann zum Beweis alle die elenden Hütten vorzeigen wolte, die er gebaut, und die täglich den Einsturz drohen? Würdest du deine oder der Deinigen Gesundheit dem Arzt anvertrauen, von dem ich dir erzähle, daß durch seine Hülfe noch kein Menschenkind genesen sey? Und du willst, daß ich auf den Gott vertraue, ihn liebe, seine Vollkommenheit bewundere, dessen Werke

Werke verderbt sind, der alles zu meiner Qual geordnet, dessen Kunstwerke ohne allen Zweck, Ordnung und Zusammenhang, und so elend sind, daß du sogar den Richter machst, und dich im Stande glaubst, bessere an ihrer Stelle hervorzubringen? Erkenne ich nicht aus der Unvollkommenheit der Würkung die Unvollkommenheit der Ursache? Ist die Würkung ihrer Ursache nicht ähnlich? Oder warum leidet dein Grundsaz hier eine Ausnahm?

Der Leser.

Wenn dieser Grundsaz auch hier anwendbar wäre, so müste die Welt kein endliches Wesen, sie müste durchaus vollkommen, und selbst Gott seyn.

Ich.

Nicht ganz so wie du glaubst. Dieser Schlus ist falsch. Ich schliesse vielmehr daraus, weil die Welt nicht Gott selbst seyn kann, aber doch Gottes Werk ist, so mus sie so gut seyn, als die Natur eines endlichen Wesens erlaubt, und die Natur eines vollkommnen Gottes erfordert. Dies geschieht, wenn alle vermeinte Uebel Quellen des Guten werden, wenn ihre Einrichtung

so beschaffen ist, daß sich diese Uebel beständig vermindern, daß diese Uebel Triebfedern zur Entwiklung einer unaufhörlich wachsenden Vollkommenheit werden. Wenn also die Welt als ein endliches Wesen nicht auf einmal den höchsten Grad von Vollkommenheit erhalten konnte, so muste sie doch wenigstens den gröstmöglichen erhalten. Sie mus die Fähigkeit haben, durch Verminderung ihrer ursprünglichen Unvollkommenheiten immer besser und vollkommner zu werden. Nach diesem Gesichtspunkt verschwinden alle Uebel, und ich erkenne einen Gott, und eine Welt die nun besser verdient, seine Würkung zu heissen. Dieser Weg allein war übrig, oder du bist genöthiget, Widersprüche zu behaupten, und Gott zum positiven Urheber des Uebels zu machen.

Weist du nun, wo dein Fehler liegt, und was dein Urtheil bestimmt?

Der Leser.

Ich bin begierig, solches von dir zu erfahren.

Ich.

Du must einsehen, daß deine Begriffe von Gott seiner unwürdig, falsch, und ganz widersprechend sind. Deine Säze sind in gar keinem Zusammenhang. Die Urtheile der Sinne sind mit jenen der Vernunft in gar keine Verbindung gebracht. Du wankst zwischen beiden, und weist nicht, auf welcher Seite du dich bestimmen sollst. Die Empfindungen würken stärker, und öfter, reissen dich und deine Vernunft mit sich fort, und erschleichen von dir diese Gottlästernde Urtheile. Du denkst dir die Welt nach einem gewissen Zweck, der dir näher liegt, sehr oft nach dem Maas, als deine Wünsche und Leidenschaften dadurch befriediget wurden. — Auf diesen Gesichtspunkt beziehst du alles, und die Weltbegebenheiten erfolgen nicht in der Ordnung, wie sie zu diesen deinem Zweck passen. Dein Zweck, nach welchem du die Welt beurtheilest, ist nicht der Weltzweck, der Zweck der ganzen Natur. — Schau einmal, wie diese unzählbare Sterne so ohne alle Ordnung an den nächtlichen Himmel hingeworfen, und ausgestreut sind. Scheint es dir nicht, daß sie dem Aug ein

ungleich

ungleich reizenderes Schauspiel darbieten würden, wenn sie in Buchstaben oder in ganze Worte, oder Blumensträusse, oder andere Figuren und Bilder geordnet wären?

Der Leser.

Wenn ich die Vergnügungen des Gesichts zum Zweck machen soll, so kann ich es nicht läugnen, sie könnten besser geordnet seyn.

Ich.

Glaubst du nicht, daß auf diese Art zwar unsre Augen gewinnen, aber unser ganzes übriges Daseyn unendlich verliehren würde? Glaubst du, daß sodann die Jahrszeiten in der Ordnung erfolgen würden, wie wir sie nöthig haben? Hast du bedacht, wie viel wir entweder von dem Uebermaas der Kälte oder der Hize leiden würden? Daß lebende Wesen mit dieser Natur bei dieser künstlichen Stellung der Gestirne unmöglich bestehen könnten? Würde nicht auf einmal die Ordnung des ganzen Weltgebäudes verändert? Und wie viel glaubst du, daß wir in wesentlichen Dingen durch diese Veränderung gewinnen würden? Kannst du noch glauben, daß dein Wunsch,

welcher der Lust deiner Augen so grosse und wesentliche Vortheile aufopfert, vernünftig sey?

Der Leser.

Es halt schwer, solches zu behaupten.

Ich.

Nun schliesse aus diesem Beispiel auf deine übrige Wünsche. Es giebt also eine Unordnung, die weiser als deine Ordnung ist. Unordnung ist zu etwas gut. Diese anscheinende Unordnung ist gröste Ordnung und Harmonie, wenn du sie nach denen von dir verkannten Gesezen der Gravitation, nach der Stellung beurtheilen willst, in welcher sie am fähigsten sind, die für uns so nöthige und wohlthätige Würkungen hervor zu bringen. Der nächtliche Himmel wird ieden vergnügen, der ihn nach diesen Gesezen beurtheilet. Und diese so reiche Quelle des Vergnügens kann für dich quälend werden, sobald du dich von dem Zweck der Natur entfernst, und die Lust deiner Augen zum Gesez der Welt und der Schöpfung machst. Aber sag einmal. Wessen ist sodann die Schuld? Liegt das Misvergnügen nicht vielmehr in deiner irrigen eingeschränkten Vorstellungsart,

lungsart, als in dem Gegenstand selbst, dessen Güte und Vollkommenheit du verkennst? So viel kömmt darauf an, sich alles nach der Ordnung der Natur vorzustellen, sich zu überzeugen, daß in dieser besser für uns gesorgt sey, als wir selbst verlangen. Die Begebenheiten der Erde und der Menschen sind durch dieselbige Meisterhand geordnet, welche den Gestirnen diese und keine andere Stelle angewiesen: sie scheinen zerstreut: sie erfolgen ohne Ordnung und Zusammenhang, wenn du sie nach einer andern Regel betrachtest, als nach welcher sie nach der Absicht Gottes erfolgen. Aber wenn du sie nach dieser Stellung beurtheilen willst, so wirst du finden, daß sie mit aller anscheinenden Unordnung und Zwecklosigkeit ein so harmonisches Ganzes darstellen, mit solcher Weisheit auf und nebeneinander durch die ganze Erde, und zu allen Zeiten erfolgen, daß selbst diejenigen den grösten Vortheil davon ziehen, die diese Ordnung verkennen. Eine Begebenheit der Erde, die nach dieser höchstweisen Ordnung der Natur durch Zeit oder Raum von einer andern getrennt ist, kann eben so wenig nach oder neben dieser erfolgen, die du wünschest,

als es offenbar unmöglich ist, daß die Sterne des Orion sich in das Sternenbild einer Rose ordnen und verändern: oder wir alle leiden darunter, die Welt ist nicht mehr, was sie seyn soll, wir glaubten dem Elend zu entgehen, und wir sind elender als wir waren. — Die vornehmste Würkung einer wahren und ungeheuchelten Gottesverehrung ist also Zufriedenheit mit seinem Schicksal, mit seiner Lage, Ueberzeugung von der Vollkommenheit der Welt. Wer diese nicht hat, dünkt sich weiser als Gott: Er und die Natur haben verschiedene Wege, und sie begegnen sich nie.

Sage also vielmehr: die Welt ist verderbt, weil ich alles einseitig und aus einem falschen Gesichtspunkt betrachte, weil ich nicht begreiffen kann, nach welchen Gesezen eine anscheinende Unordnung geordnet sey, weil ich mich allein zum Zweck mache, weil ich in dieser Welt nicht vorstelle, was ich doch zu seyn wünschte, weil meine sehr einseitige Entwürfe und Anstalten mislingen, weil ich die Welt nicht dazu machen kann, wozu ich sie brauche, weil ich nur in Anschlag

schlag bringe, was ich kenne, und das unendlich grössere, was ich nicht einmal vermuthe, gänzlich vorbeigehe; weil ich den kleinsten Theil als das Ganze betrachte, weil ich über der kurzen Dauer unsres Lebens die ungeheure Zukunft vergesse, weil ich mir in der Welt alles ohne Zweck und Zusammenhang vorstelle, weil ich nicht weiß, daß die Welt ein endliches folglich successives Wesen ist, das sich erst zur Vollkommenheit entwikeln soll: weil ich alles zu wissen glaube, indem ich nichts weiß. — Und nun sey aufrichtig. Sag mir offenherzig, sind nicht diese deine Vordersäze, nach welchen du schliessest, wenn du von einem unheilbaren Verderben der Welt sprichst.

Der Leser.

Und doch ist die meinige beinahe die allgemeine Vorstellungsart der Menschen. Ich will tausende zählen, die mir beifallen und recht geben, ehe du einen einzigen finden kannst, der es mit dir hält.

Ich.

Auch ich habe vordem wie du oder wie die tausende gedacht, die du mir anführst. Ich weis

wie ich mich dabei befunden habe. Aber nun soll mich aller Widerspruch, alles Gelächter der Menschen nicht weiter bereden, einer Lehre zu entsagen, deren wohlthätige Würkungen ich so sehr empfinde. Unsre Gesichtspunkte sind zu verschieden; meine Ideen umfassen das Ganze, die deinige einen sehr kleinen Theil derselben.

Der Leser.

Glaubst du denn, daß andere Menschen diese deine Grundsäze gar nicht kennen? Und doch erhalten sie ihren Beifall nicht.

Ich.

Das glaube ich nicht, denn sie sind nichts weniger als neu: aber aus den Wirkungen, die ich gewahr werde, die sich nicht verläugnen lassen, muß ich schliessen, daß sie noch zur Stunde von wenigen erkannt werden, wie man sie kennen soll. Es kömmt alles darauf an, mit welchen andern Grundsäzen, in welcher Ordnung und Verbindung sie gedacht werden, mit welcher Lebhaftigkeit? Mit welchem anhaltenden Eifer? Einzelne Säze erhalten sehr oft erst durch eine gewisse Stellung und glückliche Verbindung mit den nöthigen

thigen Vor- und Nebenbegriffen durch eine künstliche Vorbereitung ihr vollständiges Licht und Wahrheit. Es wird oft nöthig seyn, erst gewisse schon vorhandene Grundsäze zu schwächen, ehe die gegentheilige vorgetragen werden. Was kann ich mit dem Mann streiten, dessen Begriffe den meinigen durchaus entgegengesezt sind? Ich mus ihn verlassen, oder schweigen, oder ich brauche Zeit und einen längern Umgang, um die Idee bei ihm zu finden, wo ich mich anschliessen, und seines Kopfs bemeistern kann. Es giebt Menschen, in deren Gegenwart der gröste Weise verstummen mus, wo alle Gedanken stoken, und Worte und Gebehrden ihre Dienste verweigern. Ein dunkles Gefühl, daß man umsonst reden werde, das Staunen über den ungeheuren Abstand der beiderseitigen Denkungsart, über die Zuversicht und Dreistigkeit seines Gegners, seine Begierde durchaus recht zu haben, seine Zufriedenheit mit sich selbst, die bei den gröbsten Irrthümern bei sich keinen Irrthum vermuthet, den er doch so gern bei andern gewahr wird, seine triumphirende Mine, sein iedem Einwurf auf der Stelle entgegenkommendes herabsezendes Lächeln,

oder helles Gelächter lassen vorhersehen, was man zu erwarten hat, sie sezen den Geist ausser aller Fassung, und verursachen dieses Stoken der geläufigsten Gedanken. Hier bei einem solchen Gegner kann man gar wohl verstummen, und recht haben. Hier ist nichts übrig, als den Beobachter zu machen, und niemand zu belehren, der Belehrung haßt. Oder was hilft streiten, wo sich die streitende Theile gar nicht verstehen, wo sie sich über die ersten Grundbegriffe entzweien? Diesen Widerspruch und dieses Gelächter der Menschen hat wohl keine andere Lehre so sehr erfahren, als eben diese von der Vollkommenheit der Welt, worüber auch wir bishero gestritten. Schon Plato trägt sie in seinem Timäus vor. Leibniz hat diese sehr alte Meinung erneuert, und mit neuen Beweisen bestärkt. Voltaire hat dagegen allen seinen Wiz aufgebothen, eine Lehre lächerlich zu machen, die es so wenig verdient, die so zu sagen die Stüze von aller Moralität und Zufriedenheit ist. Und weil es ungleich mehr Menschen giebt, die lieber lachen, als denken, so hat die Beredsamkeit und Darstellungskunst, oder besser zu

sagen,

sagen, die Sophisterei über die Wahrheit gesiegt. Was kann es also schaden, daß meine Säze nicht neu sind? Jede Wahrheit ist noch immer neu, so lang sie von den meisten verworfen wird, so lang Menschen sich in ihren Handlungen nicht darnach bestimmen; und wiederholte Versuche, sie einleuchtender und allgemeiner zu machen, können nicht unter die überflüssigen gezählet werden. Ja es können Jahrhunderte vergehen, ehe eine Wahrheit erfunden, Jahrhunderte ehe sie erwiesen, und noch mehrere Jahrhunderte, ehe sie zum Volks-Begrif und in Handlungen sichtbar wird. Die Meinung von der Vollkommnung der Welt ist nach den Würkungen zu urtheilen noch gewis nicht von der Art, daß sie aus Handlungen hervorleuchte. Du sagtest ia selbst, man würde mich darüber verlachen. Ich bin's zufrieden, wenn's damit abgeht; denn es giebt noch so viele Menschen, die sich bei dem Glauben an ein unheilbares Verderben der Welt zu gut befinden, als daß sie wünschen solten, daß die Lehre von der Veredlung des Menschengeschlechts allgemeiner würde.

Laß also andere lachen oder verfolgen. Du der du Wahrheit suchst und liebst, must dich dafür mit den Säzen bekannt machen, die dich von den edelsten und trostreichsten aller Lehren näher überzeugen. Laß uns dazu schreiten.

Du hast schon oben eingestanden, daß ieder Mensch aus Absicht handle, einen gewissen bestimmten Zweck verfolge. Was verstehst du durch diesen Zweck?

Der Leser.

Jedes Gute, das der Handelnde vorhersieht, und durch seine Handlung für sich hervorbringen will.

Ich.

Jeder Zweck ist also ein Gut, und es wird so mancherlei Zwecke geben, als das Gute verschieden ist, welches wir verlangen. So wie sich die Güter widersprechen, und häufig kollidiren, so wird es sich auch mit unsren Zwecken verhalten. Es wird wahre und falsche, hohe und niedrige, engere und allgemeinere Zwecke geben, so wie das Gute ist, welches sie bezwecken?

Der

Der Leser.

Dies läst sich nicht läugnen.

Ich.

Da nun bei einer und derselbigen Handlung mehrere Zwecke können gedacht, und doch nur ein einziger verfolgt und erreicht werden kann, soll es uns bei dieser Verschiedenheit und Ungleichheit der Güter gleichgültig seyn, welchen wir erreichen?

Der Leser.

Eben so wenig, als es gleichgültig ist, welches Gute ich vor den andern erwählen soll.

Ich.

Es muß also wohl Regeln geben, nach welchen wir uns in einem zweifelhaften Fall entscheiden?

Der Leser.

Eben dieselbigen, wie bei der Kollision der Güter.

Ich.

Und wie würdest du dich dabei verhalten?

Der Leser.

Ich werde das grössere Gut dem Kleineren vorziehen.

Ich.

Warum?

Der Leser.

Weil das kleinere Gut in Vergleich mit dem grösseren kein Gut ist, weil unser Trieb nach Vergnügen durch ein kleineres Vergnügen weniger befriediget wird, weil der Grad von Vollkommenheit, den ich durch Erreichung eines Guts erhalten will, geringer ist, als er seyn würde, wenn ich das höhere Gut gewählt und vorgezogen hätte.

Ich.

Du wirst also auch den wahren Zweck dem falschen, den höhern dem niedrigern, und den allgemeinern dem engeren vorziehen?

Der Leser.

Ganz gewis.

Ich.

Es scheint also, es gebe eine Unterordnung der Zwecke? Und wenn das, was die höchste Vollkommenheit

menheit und das gröste Gut gewährt, allen andern vorgezogen werden mus, so wird ganz allein der höchste und allgemeinste Zweck unser Augenmerk verdienen. Alle übrige werden nur einen Werth haben, in sofern sie Mittel sind, diesen zu erreichen? Diese Kenntnis von der Unterordnung der Zwecke, die uns in Stand sezt, den Werth aller übrigen Zwecke zu bestimmen, die Stimmung unsrer Seele, den lebhaften Willen, diesem allem gemäß zu handeln, können wir, wie ich denke, Weisheit nennen. Es scheint, die Weisheit sey die beste und einzige Schule des Vergnügens. Weist du warum?

Der Leser.

Weil sie uns lehrt, das Gute und Beste zu erwählen, und nur der Besiz des Guten vergnügt.

Ich.

Sollen wir diesen höchsten Zweck, diese höchste Quelle des Vergnügens in dem Menschen suchen, oder in Dingen die ausser ihm sind?

Der Leser.

Ich denke in ihm, was ausser ihm ist, kann von ihm getrennt werden, und folglich würde

sein Vergnügen und seine Glückseeligkeit weniger dauerhaft seyn.

Ich.

Welcher möchte wohl dieser höchste Zweck in dem Menschen selbst seyn?

Der Leser.

Nach deinem obigen Vortrag — innere Vollkommenheit.

Ich.

Warum diese.

Der Leser.

Weil sie die einzige ist, die von mir nicht getrennt werden kann; weil sie mich zu allem Genus am aufgelegtesten macht, mich die wahre Verhältnisse der Dinge ausser mir einsehen macht, weil sie mich dadurch von Irrthum, von falschen Wünschen und Begierden, folglich von Misvergnügen befreiet, weil sie mir das vor allem andern am besten gewährt, was alle Menschen zu allen Zeiten am eifrigsten suchen, einen dauerhaften Zustand eines überwiegenden Vergnügens — Glükseeligkeit.

Ich.

Ich.

Und worin bestünde wohl diese Vollkommenheit?

Der Leser.

In der Vervollkommnung meiner Kräfte.

Ich.

Hiemit in der Vervollkommnung unsrer Sinne, der körperlichen Geschiklichkeit? Die Vervollkommnung dieser gewährt nach deiner Meinung die höchste Glückseeligkeit?

Der Leser.

Nicht doch; diese dürfen nicht auf Unkosten der Seelenkräfte verfeinert werden. Ich verstehe die Vervollkommnung der Seelenkräften.

Ich.

Also des Wizes, des Scharfsinns, der Einbildungskraft, des Dichtungsvermögens?

Der Leser.

Eben so wenig, oder nur in so fern, als sie zugleich die höhere Seelenkräften verbessern.

Ich.

Ich.

Welche nennst du höhere Kräften der Seele.

Der Leser.

Den Verstand, die Vernunft.

Ich.

Man müste sich also bestreben, der erste Naturkundige, Metaphysiker, Mathematiker zu werden? Denn diese Kenntnisse sind Gegenstände eines sehr hohen und geläuterten Verstandes.

Der Leser.

Diese Kenntnisse, wenn sie allein, und der Hauptgegenstand unsres Wissens wären, würden eben so wenig Beweise von iener inneren Vollkommenheit seyn, von welcher hier die Rede ist. Man kann diese in einem hohen Grade wissen, und unglüklich und elend seyn. Es müssen praktische Kenntnisse seyn.

Ich.

Also Staatswissenschaft, Gesezgebende Klugheit, Politik, Rechtsgelehrsamkeit? Diese sind der höchste Gegenstand alles Wissens?

Der

Der Leser.

Auch diese allein genommen sind kein Wissen für eine andere Welt, wo sie aufhören anwendbar zu seyn. — Ich will es, um dir noch weitere Fragen zu ersparen, noch genauer bestimmen. Es mus ein Wissen seyn, das mich zum besseren Menschen macht, auf meinen Willen würkt, meine Triebfedern veredelt, und sich in entsprechenden vollkommnen Handlungen äussert, das meine Begierden herabstimmt, mich mit der Welt, mit meinem Zustand, mit mir selbst zufriedner und ruhiger macht. Dieses Wissen allein gewährt die innere Vollkommenheit, von welcher ich spreche, dieses allein gewährt dauerhafte Vortheile für die Zukunft, und hier.

Ich.

Wiederhole sie noch einmal diese Vortheile.

Der Leser.

Dieses Wissen macht, daß ich die wahre Verhältnisse der Dinge einsehe, sie alle ohne Ausnahme als

als harmonirende Theile zum Weltzweck betrachte, weniger irre, richtigere und reinere Bewegungsgründe für meinen Willen erhalte, weniger Difformität an den äussern Gegenständen, weniger Unordnung in dem Ganzen gewahr werde, und folglich weniger Misvergnügen fühle.

Ich.

Du hast meinen Vortrag sehr wohl behalten. Und doch kannst du über ein unheilbares Verderben der Welt klagen? — Freund! dein Verstand sagt dir, daß ich recht habe, aber sogleich melden sich wieder deine ältere Begriffe, deine dunkle Vorstellungen und Fertigkeiten, deine noch nicht hinlänglich gebändigte Sinnlichkeit und Leidenschaften, und erpressen von dir dieses so irrige Urtheil, das deine eigene kalte Vernunft nicht anders als misbilligen kann. Bleib doch nicht auf halbem Weg, laß das Gute, das in dir aufkeimt, zur Reife, zur Vollständigkeit gelangen. Es ist um deine Seelenruhe, Zufriedenheit und Glückseeligkeit zu thun. Diese suchst du, suchst sie durch so viele Irrwege. Alle deine Triebe gehen dahin. Hier ist das Mittel, das

dich

dich unfehlbar dazu führen wird. Aber du must etwas mehr thun, als wissen, dich von der Wahrheit dieser Grundsäze überzeugen! — Du must sie empfinden, zu deiner eigenen Natur, zum Bedürfnis deiner Seele machen, oder sie bringen die Würkung nicht hervor, die ich dir verspreche. Darum zerstreue dich weniger, sammle deinen Geist, denke diese Gründe täglich und öfter, erhebe sie bis zur Fertigkeit, und sie werden sich in deinen Handlungen äussern. Dein Kopf und dein Herz werden sich sodann in die Wette vereinigen, dich zum glüklichsten der Menschen zu machen.

Unser Gesichtspunkt, unser Standort allein ist also die Quelle unsres mindern oder grössern Vergnügens und Zufriedenheit. Von diesem hängt unsre ganze Ruhe und Glükseeligkeit ab: mit solchem erweitert oder vermindert sich auch diese. Niemand als ein Weiser, der die Unterordnung der Zwecke kennt, kann bestimmen, was in der Welt würklich gros oder klein, gerecht oder ungerecht, gut oder bös, häßlich oder schön, wahr oder falsch, begehrungswerth oder verab-

scheuenswürdig sey. Wer die Unterordnung der Zwecke, wodurch alle blos als Mittel zu einem allgemeinen höchsten erscheinen, nicht versieht, wer bei einem niedrigern untergeordneten Zweck stehen bleibt, und sich diesen als seinen Hauptzweck denkt, darnach seine Handlungen bestimmt, und die dazu führende Mittel erwählt, dessen Urtheile sind schief, dessen Begierden thöricht, seine Entwürfe eitel und schwankend, sein Vergnügen abwechslend und sehr unterbrochen, seine Klugheit unsicher, und er lauft Gefahr, dem Uebel in die Hände zu fallen, indem er ihm entgehen will, seine Rettungsmittel führen zu seinem unfehlbarem Untergang, und sein vermeinter Untergang, den er vorherzusehen glaubt, ist Mittel zu seiner Rettung. So wie ieder, der nichts schöners gesehen, die Schöne seines Dorfs für eine Venus, und den seine Gegend durchströmenden Bach oder Flus für ein Meer hält, eben so tragen unsre Urtheile über die Welt und ihre Theile das sichtbare Gepräg unsrer Trägheit im Denken, unsrer Unwissenheit und Kurzsichtigkeit, der Leidenschaft die uns beseelt.

Dieser höchste uud lezte Zweck allein ist der Standort, wo der Weise sich hinstellt, und von da aus die Welt überschaut. Dieser Standort ist derienige, welcher dir auf einmal deine bisherige Riesen in Zwerge umschaft, alle dir bisher unangenehme Gegenstände in einer anderen bessern Eigenschaft und Beziehung darstellt, dein Erkenntnis und folglich auch Begehrungsvermögen abändert, das Böse gut, und das Gute bös macht, dem Häßlichen seine Masque abnimmt, das Vergnügen vervielfältiget, und diese dir so gehässige Welt in ein Elysium verändert.

Du hast bisher durch ein gefärbtes Glas geschaut, hast nach Seifenblasen gehascht, hast den Hügel, worauf die Kirche deines Dorfs steht, für den höchsten Berg der Welt gehalten, weil dieser dein höchster Gesichtspunkt war, weil du an dem unrechten Ort gestanden bist. Nun stehe hier auf den Ort her, wo ich stehe, und schaue neuerdings in die Welt hinaus, und erstaune.— Eine andere neue und herrlichere Welt. Was bist du gegen deinen Staat und Vaterland? Was dein Vaterland gegen Europa, Europa gegen die

ganze Erde, die Erde gegen dieses Sonnensystem, und selbst dieses ungeheure Sonnensystem was ist es gegen die ungeheure Menge der übrigen, gegen die ganze Schöpfung und Welt? Alle unsre gröste Welterschütternde Europäische Angelegenheiten und Geschäftigkeit sinken bis zur Anmeisen Geschäftigkeit hinunter, und verlieren sich fast gänzlich in der ungeheuren Kette des Weltalls, wie ein Tropfen Wasser im Weltmeere. Dieses kleine beinahe unmerkbare Grosse war es also, was Dir Unruhe und Sorge brachte, welches deine ganze Seele an sich zog? Dieses kleine, und sollte es auch der Anmeisen Hügel Europa seyn, konnte dich und andere bewegen, Zwietracht unter deines gleichen zu verbreiten, tobende Wuth und Sturm in deiner Seele erweken, und die so himmlische Heiterkeit entziehen? — O! wie klein ist das, worüber du dich ärgerst, und wie gros, wie unendlich ist das, wogegen du gleichgültig und sorgenlos bist?

Steige also, wenn du kannst, höher und höher hinauf. Dieses Hinaufsteigen, dieses Verallgemeinen deines Gesichtspunktes ist der Berg, oder die grosse Leiter zum Vergnügen, auf welcher

cher der Auserwählte schon hier unten sich zur Gottheit zur Glükseeligkeit erhebt, weil er mit ieder höheren Stuffe von seiner wachsenden Höhe herab unten in der Tiefe immer mehr ihm vorher unbekanntes Land der Freude und des Vergnügens entdekt. Das was uns unten zu häßlich, zu unschiklich schien, erhält erst aus einer bestimmten Höhe sein gehöriges Verhältniß und Ebenmaas; und wenn denn erst in diesem Hinaufsteigen die Sonne selbst als eine Funke erscheinen wird, was soll erst sodann aus Dir, aus deinen niedrigen Wünschen und Begierden werden? O! dann schäme dich deines Stolzes, deiner eingebildeten Hoheit und Grösse. — Aber da bleibst du statt dessen Lebenslang da unten, und glaubst in der Höhe zu seyn. Da schmähst du auf alles, was um und neben dir ist, bist anbei zu träg, dich los zu machen, zu erheben. Schmähst auch auf ieden, der dir von oben von der Spize des Thurms, wo du dich niemal hinaufgewagt, die herrlichste Aussicht in ein schöners Land verkündigt; schiltst ihn einen Thoren und Schwärmer, und lachst seiner Einfalt und Unerfahrenheit. — Erwache aus diesem Schlummer,

sporne dich an, und erhebe deinen Geist: oder wenn du das nicht kannst oder willst, so höre wenigstens auf, über die Einrichtung der Welt zu klagen: sie ist Gottes Werk, und wer dieses tadelt, tadelt ihren und seinen Urheber. Du siehst die Welt freilich nicht, wie sie ist, du siehst sie, wie man sie von deinem Standort durch das von deinen Leidenschaften gefärbte Glas sehen kann; und dieser Standort ist dir zu lieb, als daß du ihn verlassen wolltest. Aber strenge dich doch an, und ich will dir das Land zeigen, wo die Häßlichkeit zur Schönheit wird, und anscheinende Unordnung zur regelmäßigsten Uebereinstimmung. Ich werde dir noch zeigen, daß du, deine Familie, deine Stadt, dein Vaterland, selbst diese Erde nur Sehröhre sind, durch welche man in die Welt und Stadt Gottes schaut, ich will dir sogar zeigen, daß du und dein ganzes Geschlecht nur weiter untergeordnete Mittel eines höheren Zwecks seyen, daß du, der du unverschämt genug bist, dich zum Zweck der Schöpfung zu machen, eben so gut als iedes andere niedrigere Geschöpf nichts weiter als ein Theil der unermäßlich reichen Natur seyest, so wie du und

deine Familie ein untergeordneter Theil der bürgerlichen Gesellschaft sind.

Alles in der Welt ist Standort; und nach diesem Standort richten sich Kopf und Herz der Menschen, ihre Freuden so wie ihre Leiden. Die Freude thront oben in den höheren Gegenden, die Leiden sinken in die Mittlere und Unterste hinunter. Und doch, da alles Standort ist, kann nur ein einziger der wahre seyn, aus welchen man alle Gegenstände nach ihren wahren Ort überschauen kann. Nicht zu nahe, und nicht zu ferne, nicht zu hoch, und nicht zu niedrig — das alles modificirt unsre Glükseeligkeit und Urtheile über Gegenstände, so ausser uns sind, und auf uns würken.

So denkt der Weise: Er, der allein wahr und richtig urtheilt, bestimmt den Werth eines ieden Dings, nicht nach der Beziehung, die es auf thörichte Wünsche hat, sondern nach der Beitragsfähigkeit, nach dem abzwecken zur Universalmassa der Seeligkeit aller Wesen, zur Offenbahrung von der Grös-

 se

se seines Urhebers. Er findet sodann, daß alles lebende redende Signatur und Gepräge der Gottheit sey. Ich bin es, du bist es, alle sind es, und das geringste Insekt, und der kleinste Staub sind es nicht weniger. Versündige dich nicht daran, verruke nichts von seinem Plaz: oder zerstöhre und verrüke nur immerhin, denn wo du es auch hinsezen wirst, so steht es allzeit an der Stelle, die ihm die Vorsicht und Einrichtung der Welt angewiesen.

Der Leser.

Du willst also sagen, aus einem gewissen und zwar dem höchsten Gesichtspunkt werde man erkennen, daß alles den Weltzweck befördere?

Ich.

Das und nichts anders. In der Welt giebt es eigentlich nach dem wahren und höchsten Gesichtspunkt keine ganz zerstöhrende Kraft, keine Hindernisse. Diese giebt es nur, in so fern wir die Welt nach einem engeren Gesichtspunkt betrachten. In Rücksicht auf das allgemeine sind alle anscheinende Hindernisse nichts

als

als Beförderungsmittel. Und das ist eben das grosse und erstaunliche in der Würkung der Gottheit, daß unter den Billionen der verschiedensten Kräfte keine die andere hindern kann.

Der Leser.

Und in so fern wäre also auch alles ohne Ausnahme gut?

Ich.

Ganz gewis; alles ohne Ausnahm.

Der Leser.

Welcher Unterschied ist also zwischen dem Tugendhaften und dem Verbrecher? Welche Ursach kann ich haben, eher gut als böse zu seyn? Das eine wie das andere befördert den Zweck der Welt.

Ich.

Aber nicht das eine wie das andere macht dich fähig, Vergnügen, das deine Natur so sehr sucht, in allen Gegenständen zu finden. Dafür ist in dieser Weltordnung gesorgt. Du weist nun, daß in solcher die Laster und Verirrungen

der Menschen nicht minder zweckmässig als ihre Tugenden sind; daß die Grausamkeiten eines Sylla und Marius zu ihrer Zeit und an diesem Ort den Weltzweck nicht weniger befördert, als die Tugenden eines Socrates oder Cato; das weist du, und hörst es so eben von mir, und sollst Mühe haben, diese Behauptungen zu widerlegen. Kannst du dich nun entschliessen, deinen Bruder zu morden, deinen Nächsten zu bestellen, deine Freunde zu hintergehen? Aus keiner andern Ursach, als weil du dies weist?

Der Leser.

Nein, das kann ich nicht.

Ich.

Du weist, daß einige Menschen sich selbst ermordet haben. Du nimmst an, daß dieser Selbstmord den Weltzweck so gut befördert, als das fortdauernde Leben der ungleich mehreren übrigen Menschen.— Ermorde dich nun, wenn du kannst.

Der Leser.

Das könnte ich, wenn ich ernsthaft wollte.

Ich.

Ich.

So versuche es, und strenge deinen Willen an. Will, wenn du kannst. Du kannst mich nicht besser und kürzer widerlegen.

Der Leser.

Ich will es sehr ernsthaft.

Ich.

Wie kommts sodann, daß die würkliche That nicht erfolgt? Ernsthaft wollen und thun, können nicht von einander getrennt werden, wenn kein äusserliches Hinderniß dazwischen kömmt. Du willst den Tod ernsthaft — nichts hindert dich. — Und du lebst noch immer?

Der Leser.

Ich sehe ein, daß ich es sogleich eben so wenig kann als das obige.

Ich.

Warum?

Der Leser.

Ich denke, weil diese Handlungen Folgen hervorbringen, die meinem ursprünglichen Trieb nach Vergnügen gänzlich entgegen sind.

Ich.

Ich.

Sind sie es nun weniger, seitdem du diese Grundsäze kennst? Hat sich dadurch deine ganze empfindende Natur geändert? Hat sich dein ursprünglicher angebohrner Abscheu gegen Schmerz vermindert? Sind nun die Folgen von diesen Handlungen getrennt?

Der Leser.

Das sind sie nicht.

Ich.

So bleiben also auch alle vorige Gründe deiner Sittlichkeit und Tugend. Du wirst handeln wie zuvor, du hast Ursach genug das Laster zu fliehen, und die Tugend zu erwählen.

Der Leser.

Wozu dienen sodann diese Lehren?

Ich.

Sie dienen einen Zweifel zu heben, der, wenn er nicht auf diese Art könnte beantwortet werden, auf das ganze übrige System von der Güte der Welt einen entscheidenden Einfluß hätte,

te, solches als falsch darstellen würde. Sie dienen, um dich zu überführen, daß alles gut sey: daß Gott kein Urheber des Uebels sey: daß die Menschen übel thun, nicht, weil sie diesen Grundsaz denken, sondern, weil sie sich die üble Folgen ihrer Handlungen entweder gar nicht, oder sehr schwach, oder wenigstens nicht als unausbleiblich denken. Dieser und kein anderer ist der wahre Grund ihrer Verbrechen.

Der Leser.

Aber wie kann ein Verbrechen in der Zukunft gestraft werden? Er, der den Weltzweck befördert, und folglich gutes thut?

Ich.

Er straft sich selbst durch die Unvollkommenheit seines Geistes, durch die Unfähigkeit zu geniessen, durch die falsche Stimmung, die er hat. Diese hat ieder Verbrecher. Er wird also so lang leiden, als seine Unvollkommenheit dauert. Und dieses Leiden ist die natürliche Folge seines unvollkommenen Zustandes, den er mit sich hin-

über bringt. Er kann und wird dort nur genießen, was und wozu er fähig ist, und diese Fähigkeit ist sehr gering, weil seine innere Vollkommenheit, welche die Grunderforderniß zu diesen höhern Freuden ist, sehr schwach und unvollendet ist.

Der Leser.

Aber welches Recht haben wir einen Verbrecher zu hindern, zu strafen? Ihm, der den Zweck der Welt befördert.

Ich.

Das Recht uns zu vertheidigen; die Uebel zu entfernen, mit welchen er uns bedroht; das Recht, von ihm fordern, daß er unsrem Trieb nach Vergnügen durch seine Thaten nicht hinderlich werde.

Der Leser.

Hindern wir ihn nicht dadurch in Beförderung des Weltzwecks? Wir selbst arbeiten durch unsre Vertheidigung dagegen.

Ich.

Eben das Misvergnügen, das ich durch die Handlung des Verbrechens empfinde, sagt mir, daß die Einrichtung der Welt mich dieses Uebel so lebhaft empfinden lasse, damit ich gereizt werde, eine Handlung zu hindern, deren Ausführung wider den Weltplan wäre, und statt dessen eine Handlung zu sezen, die demselben gemäßer ist. Stelle dir, wenn du willst, die Sache auf folgende Art vor.

Diese Welt soll vollkommner werden, und folglich auch ieder ihrer Theile. Die Vollkommenheit der Wesen ist ihre Tugend. Ohne Vermehrung der Tugend ist die Vervollkommnung der Welt eine ganz unmögliche Sache. Um Menschen zu dieser dem Weltzweck so wesentlichen und beförderlichen Tugend zu führen, sie darnach lüstern zu machen, hat Gott den Menschen einen unwiederstehlichen Trieb nach Vergnügen, und einen eben so grossen Abscheu vor dem Schmerz gegeben. Und er hat zugleich mit der Tugend

das gröste Vergnügen, so wie mit dem Laster das gröste Misvergnügen als eine unzertrennliche Folge verbunden. Den höchsten Grad von Vernunft konnte er ihnen als endlichen Wesen nicht auf einmal geben, diesen sollten sie erst durch Erfahrungen sammeln und erhalten. Es muste also Lagen geben, die diese Erfahrungen veranlassen: ehe diese Erfahrungen gesammelt, berichtiget sind, geschehen häufige Verwechslungen des Guten mit dem Bösen. Man sucht das Gute, wo es nicht ist, schadet sich und andern, empfindet dadurch üble Folgen, und iedes Laster ist eine Folge eines Irrthums und Mangels der Vernunft, einer unvollkommenen Geistesstimmung, nach deren Maas sich alles Misvergnügen richtet, das wir empfinden. Mit den Vorschritten der Vernunft vermindern sich diese Laster, und das Verderben der Welt ist nicht so gros und unheilbar, als du glaubst. Wenn dich also solches ärgert, so leidest du durch eine falsche Idee, durch eine falsche Stimmung deines Geistes. Der Anblick dieses vorgeblich so häufigen Uebels sollte dich vielmehr aufmuntern, dieses Uebel zu vermindern.

Der

Der Leser.

Das thue ich, das will ich thun, aber welchen Lohn habe ich davon? Ich werde verkannt, verachtet, verfolgt.

Ich.

Das haben tausend bessere vor dir erfahren, deren Absichten vielleicht lauterer und reiner waren; und ich vermuthe, du wirst nicht der lezte seyn. Es ist deine Schuld, wenn du Misvergnügen fühlst, weil du etwas besseres vermuthest, wo nach dem Lauf der Dinge nichts dergleichen zu vermuthen ist. Armer Mann, wenn du etwas anders, als Erfüllung deiner Pflicht und Beruhigung mit dir selbst erwartest, so höre auf, gutes zu thun, sobald du kannst. So weit sind unsre Menschen noch nicht gekommen, daß sie dir dafür Dank wissen. Sie werden hundert Fehler, eine grosse Unklugheit in deinem Betragen entdeken: sie würden, wenn du sie nach geschehener That reden hörst, dieses Geschäfte ganz auf eine andere und feinere Art behandelt haben: sie haben schon lange vorhergesehen, daß es unmöglich auf diese Art gelingen könne. Der glückliche

unmittelbare Erfolg ist bei ihnen der einzige Maasstab aller Tugend. Das können sie nicht glauben, daß iemand recht handeln, und doch unterliegen könne. Sag ihnen das, und sie lachen über dich, und schelten dich einen Thoren. Du darfst am Ende noch froh seyn, wenn deine eigene Freunde nicht auf die Seite deiner Feinde tretten, und dich hindern, wenn du für sie arbeitest. Das läst sich noch begreifen, daß Feinde tadeln, dir in allem entgegen sind; aber daß deine Freunde, die, für welche du dich opferst, ihr eigenes Joch erschweren, an ihrer eigenen Unterdrükung arbeiten, das kann nur verzeihlich seyn, wenn man denkt, daß sie die Folgen davon fühlen werden, oder daß sie aus Unwissenheit nicht vorhersehen, daß der, den sie durch ihre Zaghaftigkeit verstärken, ihnen ieden Augenblik, er braucht nur zu wollen, thun könne, was sie glauben, das sie niemalen treffen werde. Thue also gar nichts, oder erwarte nichts besseres. — Ich möchte doch wissen, was unsre Menschen mit ihrer durchaus widersinnigen Erziehung haben wollen. Ihre Tugend ist Theatralisch. Natio comoda est. Sie bewundern

die

die grossen Thaten der Alten, sie schwazen unaufhörlich davon, und kommt die Zeit der Ausübung, so sprechen sie dir von Klugheit, so tadeln sie an dir, was sie an andern bewundern.

Der Leser.

Du ärgerst dich also über das sonderbare Betragen der Menschen?

Ich.

Nicht Aerger. Ich rüge ihre Fehler; wie würden sie sich bessern, wenn man sie nicht rügte? Nicht iede Ahndung ist Aerger.

Der Leser.

Nicht genug, daß ich will, sogar meine Anstalten mislingen und scheitern.

Ich.

Ich wollte wetten, der Fehler war in der Anlage, in der unüberlegten Berechnung unmöglicher Erfolge.

Der Leser.

Du sprichst ja gerade wie die Menschen, die du so eben getadelt hast. Du schlagst meinen Muth, meine ganze Thätigkeit nieder.

Ich.

Ich tadle, wo ich Ursache zum Tadel finde.

Der Leser.

Welcher Tadler glaubt das nicht eben so gut?

Ich.

Der Erfolg mus beweisen, wer Recht hat. Ich bin gewis, du hast vergessen, daß viele Anstalten dadurch nuzen, daß sie verfallen, du willst durchaus, daß dir alles gelinge. Du hast einen Ruhm berechnet, der nicht erfolgt. Du kannst dich mit deinem blossen Wollen, mit deiner inneren Vollkommenheit nicht begnügen. Du gehst nicht mit der Natur einen Gang: du willst, daß sie sich in deine Absichten füge.

Der Leser.

Sogar aller Würkungskreis auf andere ist mir abgeschnitten.

Ich.

Ich.

Was liegt daran; so würke um so mehr auf dich.

Der Leser.

Das ist bald gesagt, aber um so schwerer gethan.

Ich.

Ist dieser Würkungskreis nicht gros? Aus welcher Ursach würkst du auf andere, wenn's nicht deine eigene Vollkommenheit ist? Ich will die Macht der Erde sehen, die mich darinn beschränken kann. Sie kann mich tödten, aber auf mich selbst zu würken, so lang ich lebe, das zu hindern, dazu giebt es keine Macht. Entziehe mir das Licht der Sonne, trenne mich von allen Menschen, durch alle Schauer der Natur. Ich bin noch immer bei mir, und wenn ich mich in diese Lage finden kann, so bin ich gros, sehr gros, grösser als der Mann mit aller seiner Gewalt, der mich in diese Lage versezt. — Nur dem Ehrgeiz, nur der Eitelkeit ist dieser Würkungskreis zu eng. Du willst glänzen, du suchst Bewunderung. Dies gewährt dir diese deine Lage freilich nicht; darum ist sie dir verhaßt. —

Sprich doch nicht von Mangel der Gelegenheiten um auf andere zu würken; du hast tausende, und lassest sie alle ungenuzt vorbei. Hier ist ein Nothleidender, du kannst ihm helfen, du hast die Mittel in den Händen, du hast sie so gar um sie zu diesem Endzweck zu gebrauchen. — Und was thust du? Dort verbinden sich edlere Menschen zur Aufrechthaltung der Tugend, und erweitern dadurch die Sphäre ihrer Würksamkeit, und verstärken ihre Schwäche. — Und was thust du? Kannst du dich in die nöthige Ordnung fügen? Kannst du auf deinen Eigendünkel Verzicht thun? Kannst du dich enthalten, kleine mit der Zeit zu verändernde Mängel zu entdeken, und dadurch den Muth der übrigen zu entkräften? Und warum kannst du das nicht? Wenn dir um Würksamkeit zu thun ist, um Würksamkeit auf dich selbst, auf deinen innern Zustand, wenn dieser dein Zweck ist, warum kannst du es nicht? — Soll ich dir's sagen? Du kennst nur eine Art würksam zu seyn, iene, die dir geläufig ist, die sich mit deinen Wünschen und Leidenschaften am leichtesten vereinigen läßt. Alle übrige vernachlässigst du; diese allein willst

du

du gegen den ganzen Lauf der Natur durchsezen, und erzwingen. Gerade in dieser Lage und auf diese Art willst du würken. Du willst herrschen und glänzen, aber nuzen, dich vervollkommnen — das willst du nicht. Es ist dir mehr darum zu thun, glänzende als gute Thaten zu unternehmen. Wenn ich dich hier mit Unrecht beschuldige, wenn ich dir etwas zur Last lege, wovon dich dein Gewissen frey spricht, so verschmähe die Gelegenheit zu dieser grossen Würksamkeit nicht, die sich dir darbietet — die Welt braucht dein Beispiel. Tausend Jünglinge warten darauf, um den Glauben an Tugend zu erhalten, um ein ähnliches zu thun. Die Tugend erwartet dieses Opfer von dir. — Du kannst es thun, und was thust du? Hier ist Gelegenheit klein zu scheinen, und du willst gros scheinen? Hier ist eine Leidenschaft zu überwinden, und du befriedigst sie? Hier ist eine Pflicht zu erfüllen, und du unterläßt sie? Hier ist deinem Freund ein Wort zu sprechen, und du verläugnest ihn? Hier ist von Fehlern und Mängeln die Rede, und du suchst an andern auf, was an dir selbst ist. Hier ist Thätigkeit

nothwendig, und du gehst deiner Gemächlichkeit nach. O! könnte ich doch die Namen derer nennen, die ich vor Augen habe, indem ich dieß schreibe, wie einleuchtend wollte ich meinen Saz machen.

Der Leser.

Da solltest du übel davon kommen. Sie werden sich weis, und dich schwarz machen. Glaubst du, daß es ihnen an Rechtfertigungsgründen fehlen würde?

Ich.

Sie könnten mich und andere hintergehen, aber Gott werden sie nicht hintergehen. Sie sollen recht haben, wo wir andere Ihr Betragen verdienen. Ich nehme mich nicht davon aus.

Der Leser.

Um dich schön zu machen und die Schuld anderer zu erschweren.

Ich.

Was kann mir das nuzen? Meine Schuld, wenn ich schuldig bin, wird dadurch nicht verringert. Wenn ich dies alles schreiben, und nach

dem

dem Gegentheil denken, oder handeln kann, so hat noch niemand der Sache der Tugend so sehr geschadet; so bin ich der Heuchler, der Welt und Menschen am schändlichsten betrogen hat. — Ich mag aber recht oder unrecht haben, so darfst du sicher glauben, daß die so eben angeführte Fehler nur einige von den tausenden sind, die ich noch weiter anführen könnte. — Und du klagst über Mangel von aller Gelegenheit zum würken.

Der Leser.

Auf andere?

Ich.

Warum auf andere, warum nicht auf dich selbst? Warum haben wir die Pflicht auf andere zu würken, wenn es nicht um unsrer selbst willen ist? Jede Würkung auf andere ist Würkung auf sich selbst, sie ist Aeusserung einer wohlthätigen Kraft, eines vollkommenen Geistes. Würkung auf sich selbst rührt sie nicht aus derselbigen Quelle? Führt sie nicht zu demselbigem Ziel? Oder giebt es ein besseres höheres Ziel? — — Mein Freund! nach deinen ersten Aeusserungen hätte ich erwarten sollen, deine Klagen wären ge-

meinnüzig — und sie endigen sich mit der gröbsten Eigenliebe. Gestehe es aufrichtig; du wünschest mit der Erde und mit Menschen nach deiner Laune gleich einem Ball zu spielen. Du willst deine Grillen und eigennüzige Wünsche in den Weltlauf legen, ihn nach deinem Kopf formen, und die Aufmerksamkeit der Menschen an dich reissen. Das gelingt dir nicht, und nun klagst du über das Verderben der Welt?

Der Leser.

Dies allein war noch übrig, daß auch du mich verkennst. Aber wenn alles mich verkennt, so wird es Gott wissen —

Ich.

Halt ein, und rufe Gott nicht zum Zeugen der Falschheit an. Gebrauche den innern Beifall und Beruhigung deiner selbst nicht so fälschlich, da wo sie dir nichts helfen können. Was helfen alle diese Betheurungen, wenn deine Thaten das Gegentheil beweisen? Deine Handlungen sind deine Verräther. So spricht und handelt der Mann nicht, der sich selbst kennt, der sich durch-

aus nur guter Absichten bewust ist; und wo diese Handlungen nicht sichtbar werden, dort ist auch der Karakter nicht, dessen unzertrennliche Würkungen sie sind. Der Name, den du der Sache giebst, ändert die Sache selbst nicht. Was kann dir das nüzen, daß du alle deine Fehler verschönerst, und deinen Geiz Sparsamkeit, und deine Zaghaftigkeit Klugheit nennst? Die Hände sind zwar die Hände Esaus, aber die Stimme ist die Stimme Jakobs. Was kann es dir nüzen, daß ich dich schöner glaube, als du bist? Wenn dir wahrhaft um dein inneres zu thun wäre, wenn du wüstest, daß du von diesem die Folgen allzeit empfinden wirst, daß das günstigere Urtheil der Menschen sie niemalen von dir entfernen kann, so würde dich mein abgenöthigter Beifall sehr wenig beruhigen. Du bleibst immer, was du bist, du magst scheinen, wie du willst: mein Lob oder Beifall werden dich nicht besser machen, als du bist. Diese so unbehülfliche Masque der Eigenliebe, diese unglaubliche Sophisterei der Menschen, die du mit so vielen tausenden gemein hast, kenne ich zu gut: du gleichst hierinn dem Kind, das sein Gesicht

Gesicht verbirgt, um von anderen nicht gesehen zu werden. — Freund! du glaubst das Verderben der Welt zu bedauern, und du trauerst über deine gehinderte Herrschsucht, Eitelkeit und Ehrgeiz. Dein eigenes Misvergnügen widerlegt dein Vorgeben mehr als alle Gründe. Alle Demonstrationen des Euclides konnten nicht stärker gegen dich beweisen. Klage weniger, sey vergnügter und ruhiger, laß mich das aus deinen Handlungen gewahr werden, begnüge dich mit iedem, was dir die Vorsicht zugedacht hat: danke ihr dafür, und ich will dir glauben. Diese Würkungen sollen dir ein ewiges und unlaugbares Merkmal seyn, um in Zukunft dich weniger zu täuschen, um richtiger zu bestimmen, wie ferne oder nahe du der Wahrheit gekommen seyest. — Höre noch mehr; mir scheint es, das Glük und Wohlergehen anderer quäle dich. Dein Neid erwacht, denn du siehst dich von allen Seiten übertroffen. Das Glük und der äusserliche Wohlstand werden nun das Ziel deiner Wünsche: du wirst gewahr, daß sich der Weltlauf zu diesen deinen Wünschen nicht vereinigen will, und nun scheint dir die Welt verderbt. Auch an deinen

Grundsäzen wirst du gewahr, daß sie dir nicht gewähren, was du von ihnen erwartest, und nun werden sie dir verdächtig. — Ich kenne diese Zustände, wo sich diese schwarze Vorstellungen unsrer Seele am meisten bemächtigen, und glaube mir, ich kenne sie aus eigener Erfahrung. Ein zur Ironie verzogener Mund, ein einziger verachtender Blik eines Mannes, dessen Beifall wir für unseren Saz erwartet haben, hat schon oft das Wahrheits-Gefühl und die Ueberzeugung manches vorgeblichen Weltweisen vom Grund aus erschüttert. Und nun vollends, wenn die Menschen finden, daß nicht einer, sondern ihre ganze Welt aus ihren Einsichten, auf welchen sie sich so viel zu gut gethan, von welchen sie sich so viel Beifall, Bewunderung, Ehre, Unterscheidung, Reichthümer und Beförderung versprochen, gar nichts macht, sie gar keiner Aufmerksamkeit würdiget, wenn die verhofte Vortheile verzögern, und alle Aussichten dazu verschwinden, wenn die Zuhörer und Bewunderer mangeln: wenn ihnen sodann Hof und Welt in ihrer Pracht erscheinen, und ihre ganze empfindende Natur betäuben; wenn alles deine körperliche Kräfte und Sinne zum

zum lebhafteren Genus des gegenwärtigen auffordert, und dem iungen Hercules die Wollust auf allen seinen Wegen, sich in ihren verführendsten Reizen darstellt. Wenn Weltangelegenheiten und eigene Vortheile alle Menschen um dich herum ganz allein beschäftigen; wenn du gewahr wirst, daß niemand nach dem Innerlichen fragt; dein Stand, dein Kleid, deine Verbindungen über dein Schiksal entscheiden; ieder nur so viel gilt und geschäzt wird, als er äusserlich scheint, und die Weltweisheit so wenig hat, wodurch sie glänzt: wenn ieder nur so weit gesucht und geehret wird, als man sich von ihm Befriedigung seiner thörichten Wünsche, Gewinn, Empfehlung, Unterstüzung, oder Zeitvertreib versprechen kann: wenn gar niemand oder höchstens nur ein äusserst vorübergehendes Bedürfniß nach höheren reellern Kenntnissen fühlt, weil sie keinen sinnlichen Vortheil gewähren, den alle Welt sucht: wenn alles sich seiner Sinnlichkeit, Leichtsinn und Trägheit überläßt, alles nach höheren Stellen, grösseren Einfluß, und Vermehrung seines Vermögens trachtet, sich darüber hasset, beneidet, verleumdet, verfolgt, um die Gunst eines einzigen

buhlt,

buhlt, und diesen auf Irrwege führt, und seinen Leidenschaften schmeichelt, andere nöthiget ein gleiches zu thun: — da, in einem solchen Augenblik, unter solchen Zeitgenossen, wo ist die Tugend, die sich selbst ermuntert, über alle diese Verführungen hinaussezt, sich gleich bleibt, und mit einem eisernen Sinn auf ihren Grundsäzen beharret, sie nicht verläugnet und verkennt? Da wankt die so gerühmte Fertigkeit, da weichen alle, die vordem ohne Feind gefochten, und ohne Treffen gesiegt haben; da geräth die Theorie mit der Praxis in Streit, da erst äussern sich die wahre bisher verborgene Absichten ihres Gemeingeistes, ihre vorgebliche so uneigennüzige Tugend in den häslichen Folgen, welche das unlautere ihrer Triebfedern verrathen. Sogleich entstehen bei iedem heimliche Wünsche, es diesem gleich zu thun, nicht weniger bemerkt zu werden. Dann fängt man an, seine vorige Grundsäze zu bezweifeln, glaubt zu bemerken, daß sie wenig gewähren, man fühlt Schwierigkeit, sich mit innern Beifall zu begnügen; und auf einmal erwachen alle Neigungen und Leidenschaften, um den Gebrauch der Vernunft zu unterdrüken; dann beneidet man die

Lage,

Lage, in welcher sich andere befinden, es entstehen Anschläge um dazu zu gelangen, Macht und Reichthum erhalten einen Werth, alle Handlungen zwecken dahin ab, die Seele ist voll von ihren Werth. Und dann gute Nacht Weisheit und Tugend! — So schwer ist es, sich aufrecht zu erhalten; und ich nenne den schon einen grossen Mann, der mir gestehen kann, daß er durch diesen Gang auf seine Irrwege gerathen sey.

Aber um wie viel grösser ist derienige, der diesen Verführungen widersteht, und diese Syrenen vorbeischift? Das Glük, lieber Freund! ist ein ungleich gefährlicherer Gegner der Tugend, als das Unglück. Ich habe Menschen gesehen, die allen Stürmen des Unglücks um so kräftiger widerstanden haben, ie wüthender sie waren, weil sich mit diesen Widerstand das Gefühl von Kraft von Ehre, von Nachruhm verbunden hatte. Aber dem Glück, der Schmeichelei, dem Lob konnten sie nicht widerstehen, gleich dem Löwen, den ein schwacher Faden gebunden hält, statt der Ketten, die seine Stärke zerreißt. — Ich habe hofnungsvolle Jünglinge gesehen, sie schienen

Helden

Helden in der Tugend, ich habe auf sie als die besten Stüzen gerechnet: aber leider! sie waren Jünglinge, und sie waren mit den Verführungen der Welt noch zu wenig bekannt. Die Schmeicheleyen des Glüks, die Pracht der Welt, das böse Beyspiel, die Begierde nach Beyfall, eine unglükliche Liebe, Aussichten auf ihr Glük haben sie dahin gerissen, und beinahe glaube ich, sie sind für die Tugend verlohren. Vielleicht liest mancher von ihnen dieses Blatt. Ich wünsche, daß es ein Funke in ihrer Seele sey, möchte es doch diese Schlummernde weken, wenn sie noch zu weken sind. Ich wünsche, daß ihnen Unglük zu Theil werde, daß sie dadurch aus ihrem Taumel gerissen werden. Ich lerne daraus, daß man um sich gleich zu bleiben, die Verführungen des Glüks nicht weniger kennen müsse, als die Stürme des Unglüks. Das Hyänen Gesicht des Lasters und der Verführung nimmt sehr oft eine einschmeichelnde und einladende Gestalt an, und die wenigsten können ihm sodann widerstehen. Diese Fesseln sind unmerklicher, aber sie sind um so gefährlicher, und immer sind es Fesseln. Im Glük und Wohlergehen vermindern sich die Auf-

 forde-

forderungen, gute Grundsäze zu äussern. Der iedem Menschen natürliche Hang zur Trägheit nimmt aus Mangel des Interesse überhand: Man verliebt sich in seine neue so bequemliche Lage: man glaubt nun zu besizen, was man vordem durch Umwege gesucht, und so — — — ersterben am Ende in der Fülle des Genußes alle gute Seelen erhebende Grundsäze, und man verlacht nun als Thorheit, was man vordem als Weisheit bewundert hat. — Das Glük und der Ueberfluß ziehen mehr oder weniger die Vergessenheit seiner Pflichten, samt der Vernachlässigung seiner inneren und höheren Kräfte nach sich.

Exeat aula

qui vult esse pius.

Man bemüht sich, zu scheinen, weil der Schein alles gewährt: man hat dazu alle Mittel in Händen, und man hört auf zu seyn. Ich wünsche keinem Menschen, ehe er in den Grundsäzen der Tugend fest ist, daß er in böse Gesellschaft gerathe, daß er mit dem Glük und dem Beifall der Menschen zu frühe bekannt werde —

oder ich wette darauf, es ist um seine Tugend geschehen.

Der Leser.

Ich fürchte immer, deine Beobachtungen sind zu einseitig, sie sind zu sehr aus dem Kreis genommen, in welchem du lebst. Alle Menschen sind nicht so, wie du sie beschreibst.

Ich.

Ich laugne nicht, daß ich gewisse Menschen, die ich vorzüglich kenne, sehr vor Augen habe. Aber es giebt gewisse Eigenschaften, die allen Menschen unter allen Himmelsstrichen zu allen Zeiten gemein sind; und ich denke, die, so ich berühre, sind von dieser Art. — Oder ich betrüge mich sehr, und ich wünsche bessere Belehrung. Aber ich hab auch Menschen aus und in anderen Gegenden gesehen, und ich habe gefunden, daß sie von derselbigen Art sind — träg, leichtsinnig, sinnlich, die am äusseren kleben. Ceremonien, äusserliches Gepräng dient ihnen statt der Sache.

Der Leser.

Dem Pöbel.

Ich.

Du nimmst dieses Wort in einer sehr allgemeinen und weitläufigen Bedeutung.

Der Leser.

Welcher Vernünftige hangt an dem Aeusserlichen, an dem Gepräng eitler Ceremonien?

Ich.

O! lieber Freund! diese Sprache habe ich sehr häufig gehört, und von Männern, denen niemand einen hohen Gebrauch von der Vernunft absprechen kann, und — ich habe gefunden, daß sie nur Ceremonien von einer gewissen Art verabscheuen, Ceremonien, an welche sie nicht gewohnt sind, die ihnen weniger Vortheil verschaffen, die ihre sonst ungehinderte Thätigkeit beschränken. Rede mir doch nichts von dieser so reinen Vernunft, sie ist sinnlicher, als du glaubst. Wessen Vernunft würkt so rein und lauter, daß sie allen sinnlichen Eindruk entbehren kann? Und was sind Ceremonien, als sinnliche Vorstellungen eines abstrakten Begrifs, bei Menschen, die zu schwach sind, dem reinen Begrif die Ehre und Folgsamkeit zu beweisen, die ihm gebührt. —

Du

Du kanst Ceremonien entbehren? Was sind deine Unterscheidungen, dein Titel, deine Rangsucht? — Ceremonien. Deine Dienerschaft, Equipagen, Etiquette, Antichambre? — Ceremonien. Nimm diesem Mann, oder vielleicht dir selbst dieses alles hinweg, und was bist du? Warum ärgert dich der Vorrang, den ein anderer in der Gesellschaft erhält? Warum unterscheidest du zwischen der rechten und linken Hand? Wohin zielt dein Aufwand? Deine Verbeugungen? Dieses eitle Gepräng in bürgerlichen, militärischen, und gottesdienstlichen Gebräuchen? Das steife und zurükhaltende in euren Umgang, in allem gesellschaftlichen Leben, das so sehr allen Geist der Freundschaft und Vertraulichkeit hindert?

Der Leser.

Du erinnerst mich sehr gelegen. Das ist eine von meinen grösten Klagen über die Welt, daß es unter Menschen so wenig Freunde giebt, daß unter ihnen so wenig Innigkeit und Vertraulichkeit herrschet?

Ich.

Das wundert dich? Sie gebehrden sich darnach. Ihr unersättlicher übelverstandener Eigen-

nuz trennt ihre Herzen. Du selbst klagst über Mangel von Freuden, aber gehe in dich, erforsche dein eigenes Betragen, und klage noch ferners, wenn du kannst.

Cum tua pervideas oculis mala lippus in
unctis
Cur in amicorum vitiis tam urnis acutum
Quam aut aquila, aut serpens Epidaurius?
at tibi contra
Evenit, inquirant — vitia ut tua rursus et
illi.

Horat: Sat. 3.

Und sodann was nennst du Freundschaft, Freunde? Begreifst du unter diesen Namen alle die Zusammenkünfte der Menschen, diese Sauf- und Trinkgelage, diese Gelegenheiten um seinen Puz und Wiz auszukramen, und sich darüber wechselsweise zu hassen? Diese Spielgesellschaften, dieses alltägliche schadenfrohe verleumderische Geschwäz, diese steife alle Seelenvertraulichkeit tödtende Zusammenkünfte, wo ieder dem andern den Rang abzugewinnen, und die erste Person vorzustellen sucht, wo alle Reden und Minen belauschet wer-

werden, wo ieder auf den andern lauert, wie er ihn hinterlisten und übervortheilen kann? Wo die gehässigste willkührlichste Unterscheidungen herrschen, und alles einem ewigen Carneval gleicht, wo ieder mit der Masque vor seinem verzerrtem Gesicht erscheint? Diese Cirkel von Menschen in welchen sich so viele Müssiggänger von den Foltern der Langenweile retten und erhohlen wollen? — Hier, wenn du Freude und Innigkeit des Herzens suchst, suchst du sie vergebens. Nicht hier, sondern in den abgelegnern Gegenden must du den Menschen suchen, der dein andres selbst werden soll, den Mann von durchaus ähnlichen Grundsäzen, den du zum Theilnehmer deines Glüks so wie deines Unglüks bestimmt hast, dessen Umgang dir allzeit Freude und Vergnügen gewähren soll, in dessen Gesellschaft du dich von deinen Sorgen und Arbeiten zerstreuen, und von dem lästigen, falschen, und verführerischen Umgang der Welt zu erhohlen gedenkst, dem sich deine innerste Gedanken mittheilen werden, dessen Seele sich ungehindert in die deinige ergiessen kann. Solcher Freunde kannst du äusserst wenige haben, und du wirst tausende von Menschen finden, denen dieses

Glük niemalen zu Theil geworden ist. Es giebt ganze Stände, die dieses Glük niemalen geniesen, und diß um so gewisser, ie vornehmer und erhabener sie sind. Mir hat die Vorsicht, die in allem für mich so gütig sorgt, wo es um mein wahres dauerhaftes Wohl zu thun ist, wenigstens zwei dieser Freunde gegeben. Wie kann ich glauben, daß ich elend sey? Suchst du aber Menschen, die von dir gut denken, deinen Umgang lieben, dich in deinem Unglük nichts weiter als bedauren, mit welchen du zuweilen zusammen kommst, um dich gegen Langeweile zu schüzen, und willst diese Gattung von Menschen Freunde nennen — diese kannst du häufiger finden. Aber Sie sind weniger zuverlässig, mehr dem Wechsel unterworfen, und du verstehst sehr selten die Kunst, eine zufällige Bekanntschaft und Neigung fortdaurend zu unterhalten. Wenn dich deine Freunde so häufig verlassen, so ist es sehr oft deine Schuld, Folge deiner Unklugheit, daß du dich iedem vertraust, der deinen Umgang sucht, und deiner Leidenschaft schmeichelt. Du solltest wissen, daß der Mann, den du in allen Häusern und Gesellschaften findest, der ieder-

dermanns Freund seyn will, niemands Freund ist. Du solltest wissen, daß man nicht dich, sondern deinen guten Tisch, dein Ansehen, Amt, Vorwort, und deine Unterstüzung, die Bekanntschaften, die man in deinem Hause macht, das Ansehen, das man sich bei andern durch dich geben kann, deine Frau, deine Tochter, deinen Beutel suche und verehre, daß man dich mit diesen Vortheilen verlassen, und die Befriedigung seiner Wünsche anderswo suchen werde. Es war deine Schuld, daß du nicht genau untersucht hast, welche Absicht, welches Bedürfnis diesen vorgeblichen Freund zu dir bringe, ein edles oder unedles, ein daurendes oder vorübergehendes. Deine Eitelkeit, deine Begierde, Menschen um dich zu sehen, die dich bewundern, dein Selbstgefühl erheben, hat dich beredet, daß dies alles um deinetwillen geschehe. Es ist deine Schuld, wenn dich deine bessere reellere Freunde verlassen, weil du sie nicht als Freunde behandelst, dich sehr wenig in ihre Lagen und Erwartungen denkst, diesen auf keine Art zuvorkommst, immer forderst, sehr selten giebst, dich deiner Laune zu sehr überlassest, und deine Ab-

sichten zu wenig verbergen kannst. Du solltest wissen, daß so wie der Wohlstand eines ieden Lands durch den ungehinderten Umlauf der Waaren und des Geldes befördert wird, eben so das angenehme des Lebens und der Gesellschaft durch den Umlauf der Dienstbezeigungen vermehrt und unterhalten werde; daß einseitige Forderungen ohne Gegendienste ein nicht minder gefährliches Stoken aller Liebe und Geselligkeit verursachen; daß ieder gern giebt, wenn er versichert ist entgegen zu empfangen, und daß niemand verlieren kann, wo alle geben, und keiner vorenthaltet. Du solltest wissen, daß nur unter solchen Menschen, bei welchen die Bedürfnisse des Geistes dringender sind, als iene des Körpers, deren Forderungen billig, vernünftig und gemässigt sind, eine dauerhafte innige Seelenvereinigung statt haben könne. Wie mancher Freund hat die Unbilligkeit und Unersättlichkeit deiner Forderungen, dein in allen deinen Reden und Thaten unverkennbarer Eigennuz, die Ungleichheit und Ungestümme deiner Laune, die so sichtbare Absicht ihn zu misbrauchen, deine Begierde zu glänzen, und Recht zu haben, unverschuldete Vorwürfe

und ungegründeter Argwohn, dein Vorwiz, und oft so manche unüberlegte Frage, die Seltenheit oder Kostbarkeit deiner Besuche, der Zeitverlust, den du ihm verursachst, die geringe Schonung und Achtung, so du ihm bezeigst, dein ironischer spöttelnder Geist, der so wenig Scherz entgegen vertragen kann, der Vorzug, und die Unterscheidung, die du anderen mindern in seiner Gegenwart zugestehst, die sichtbare Verachtung, oder Gleichgültigkeit und Kälte, wenn du seiner nicht weiter bedarfst, der Muthwillen und Spott, den er von denienigen, ohne sie darüber zu ahnden, erfahren mus, deine Unvorsichtigkeit und Geschwäzigkeit, die Kollisionen und Gefahren, in welche du ihn dadurch versezest, wie manchen Freund, sage ich, haben diese und tausend andere Behandlungen verscheucht?

Der Leser.

Aber du verschweigst, was ich entgegen erfahre.

Ich.

Du wirst also auch stellen und morden, weil das andere thun? Wenn keiner von Euch

Freun-

Freunden den ersten Schritt wagt, wie kann der zweite erfolgen? Da haben die Beleidigungen kein Ende, und das Wohlwollen keinen Anfang, das ist eben das gröste Hinderniß aller Vereinigung der Menschen, daß keiner den ersten Schritt zur Ausgleichung wagen will, daß der Gegentheil so thöricht ist, sich sodann erst zu übernehmen, und die Bedingungen seiner Aussöhnung zu erschweren, und zu erhöhen; daß du seine Freundlichkeit gegen ihn kehrst, daß du die grössere Ehre, durch die er dich unterscheidet, und mehr ehrt, als er soll, als Schuldigkeit, als Tribut deiner eingebildeten Hoheit, als Bekenntnis seiner Schwäche betrachtest, ihn so wenig entgegen ehrst, Freundschaft und Wohlwollen durch Stolz und Verachtung erwiederst, dich sogar berechtigt glaubst, ihn geringer zu behandeln, als den Mann, dem du nichts schuldig bist, dem alles gefallen mus, was ihm von deiner Seite wiederfährt. Wer kann sich entschliessen, fernerhin dein enger Freund zu seyn, wenn er sich durchaus nach deiner Willkühr richten, dir in nichts widersprechen soll, wenn du von ihm verlangst, daß er hassen soll, wen du hassest, lieben, wen du

siehst, daß er allen seinen Verbindungen um deinetwillen entsage, daß er komme, wenn du willst, gehe, wenn du es verlangst? Wenn du seine Geduld, Bescheidenheit, Nachsicht dahin auslegst, als ob ihm mit Mishandlungen gedient, und er selbst ohne Gefühl wäre? Wie kann er dich lieben, wenn du deine Gesellschaft auf Unkosten seiner Ehre unterhalten, und ihn zum Gegenstand brauchen willst, um deinem groben Wiz Luft zu machen, und das Zwergfell derer zu erschüttern, die mit dir zur Vergeltung das Schauspiel aufführen, das du durch seine Herabwürdigung diesen Undankbaren geben willst, deren Bösartigkeit du verkennst? Was soll er von deiner Freundschaft denken, wenn du nach dieser vorübergehenden Vertraulichkeit auf einmal ihn als einen Fremden behandelst, ganz eigene Ehren erwartest, ihm steif begegnest, dich bei andern über seine Gutmüthigkeit belustigst, die kleinste Gefälligkeiten verweigerst, seine Schwäche und Niedrigkeit mit deinen ungegründeten eingebildeten Vorzügen auf eine gehässige Art vergleichst; wenn du ausser deinem Hause dich seiner schämst, ihn in Gegenwart anderer verkennst; wenn du

ihm

ihm den Zutritt erschwerst oder verweigerst? Wenn du dies alles und noch ungleich mehr thust, wie kannst du über Treulosigkeit und Mangel von Freunden klagen? Wie kannst du den Grund ihrer Erkältung ausser dir finden?

Sey liebenswürdig, und dein Freund wird dich lieben: sey nachsichtig gegen seine Mängel und Fehler, und er wird dir die deinigen vergeben: denke dich fleissig in die Lage anderer, und sie werden sich in die Deinige denken: was du willst, daß deine Freunde dir thun, das thue ihnen entgegen: thue ihnen nichts, daß du nicht willst, das ihnen von dir wiederfahre. Alle deine Handlungen und Reden sollen Aeusserungen einer wohlwollenden Seele seyn: äussere deine Vorzüge niemalen zu unmässig, niemalen, das Schadenfreude und Verachtung daraus erscheine: wenn der andere nicht glauben kann, daß du sie zu seinem Nuzen gebrauchen würdest, so erscheine gleich, oder minder als du bist. Laß es an Theilnehmung und Liebesdiensten nie ermanglen, und mache frühzeitig zur Gnade, was du späterhin als Schuldigkeit nicht verweigern kannst,

kannst, verweigere ihm keine Unterscheidung, die er verdient, sey gefällig, so viel du kannst, aber zu schändlichen Diensten las dich nie gebrauchen, suche zu erforschen, was dem andern an dir gefällt, diese Eigenschaft bestrebe dich zu unterhalten, und zu vermehren: frage nichts, was du in einem ähnlichen Falle mit Unwillen beantworten würdest: mache von dem Vertrauen und der Güte deines Freundes keinen Gebrauch, der ihm beschwerlich würde, wo ihn sein Vertrauen gereuen könnte; sey lauter in deinen Absichten, vermehre deine Vollkommenheiten, halte ihn auf eine gelinde theilnehmende Art von Verirrungen zurük, und wenn du nach längern Umgang und wiederholten Belehrungen von ihm nicht ein gleiches erfahrst, so schau dir um einen anderen Freund um, der deine Zärtlichkeit besser verdient. — Thue dies, und du wirst häufigere und dauerhaftere Freunde haben.

Haec res et iungit, iunctos et servat amicos.

Der Leser.

Ich bin mit dir einverstanden.

Ich.

Ich.

Aber wenn's zu Thaten, zur Anwendung kommt, wie steht's sodann?

Der Leser.

Ich werde thun, was du so eben sagtest.

Ich.

Solang die Gelegenheit mangelt, solange keine Leidenschaft deine Seele bestürmt. Sagt dir dein Gewissen, daß du in deinem bisherigen Betragen gegen Freunde Schulden frei seyest?

Der Leser.

Wer sollte nicht in sich einige kleine Vergehungen finden?

Ich.

Das heißt: ieder gesteht einige Fehler ein, für die er schon einige Entschuldigungen in Bereitschaft hat, weil er weis, daß ihm niemand glauben würde, wenn er sich selbst über alle Gebrechen hinaussezen wollte; diese sollen sodann das Lösegeld seyn, um sich gegen grössere reellere

Vor-

Vorwürfe zu deken, um mehr Glauben und Nachsicht zu verdienen. Du glaubst also wirklich von gröbern Freundschaftssünden rein und befreyt zu seyn?

Der Leser.

Ich glaube es.

Ich.

Und ich glaube es nicht. Nun kannst du wohl läugnen, wo keine Gelegenheit ist, dich auf der That zu überführen. O! wenn's doch Sitte würde, und weniger Feindschaft und Erbitterung verursachte, den Thäter bei der That selbst zu ergreifen, auf sich, auf das, was er thut, aufmerksam zu machen.

Der Leser.

Von mir hast du alle Erlaubnis dazu. Ich werde dir noch oben darein Dank dafür wissen.

Ich.

Diese Sprache haben schon mehrere geführt: und sie haben das, wozu sie selbst ihre Freunde aufgefordert, mit Undank, Haß und Feindschaft

 gelohnt.

gelohnt. Menschen sind nun einmal so: sie hassen alle, die sie vor künftigen Unfällen warnen, als Leute, die sich ihrer bemächtigen wollen. Sie wollen lieber selbst erfahren, als andern glauben. — Und so würde ich auch bei dir mein Geschäft zwei oder dreimal treiben, und dann hätte ich es vor allzeit gethan.

Der Leser.

Du wirst aber doch auch eine Ausnahme machen.

Ich.

Jeder begreift sich unter dieser Ausnahme, und wir haben sodann nur Ausnahmen, und gar keine Regel. Lieber Freund! Wer von dir seinen Karakter zu wissen verlangt, der wünscht, daß du ihn in ein baar unbedeutenden Dingen tadeln sollst, die du auf der anderen Seite als Quellen und Ursachen von vielen seiner Tugenden angeben sollst. Er will dir Gelegenheit geben, seine guten Eigenschaften zu erheben; er erwartet von dir so viel Weltgebrauch, daß du sein Vertrauen durch keine unangenehme Aeusserungen vergelten und beleidigen werdest. Er will gelobt seyn,

lieber

lieber Freund! und wenn du das nicht glauben willst, so versuche es einmal, tadle ihn mit aller möglichen Schonung, wie er es verdient: und gieb acht, was erfolgt? An die Stelle seiner vorigen Munterkeit werden nach und nach eine Gattung von Zwang in den Minen, affektirtes Lächlen, eine dumpfere Stimme, und dann immer mehr Ernst, Stille, Kälte und Zurükhaltung tretten, die am Ende in Haß übergeht, und dies um so mehr bewürkt, ie treffender deine Schilderung war. Dazu kömmt noch, was diese so edle und nothwendige Freimüthigkeit noch mehr hindert, daß man sich selbst Vorwürfe macht, wenn man eine vorhergegangene Ehrenbezeigung und Freundlichkeit, die Heiterkeit eines andern, durch eine so gehäßige Freimüthigkeit unterbrechen soll; man sieht den geringen Erfolg vorher, der Schaden ist gewisser als der Nuzen, und sehr oft geht die Auslegung dahin, als ob man das in der Absicht sagte, um mehr Ehre vor sich zu fordern. Durch diese Folgen, durch diese feine Ausflüchten einer beleidigten Eigenliebe unterbleiben manche für die Sittlichkeit der Menschen so nöthige Zurechtweisungen auf der Stelle, und auf der That.

 Der

Der Leser.

Das ist ein grosser Fehler. Freunde sollten offenherzig seyn, sich wechselweise von Vergehungen zurükhalten und warnen.

Ich.

Das sollten sie. Aber es geschieht nicht. Jeder scheut die Folgen. — Kannst du es? Wirst du es thun? In Fällen, wo dein Ehrgeiz und Leidenschaften nicht empfindlich gereizt werden?

Der Leser.

Ich würde es für Pflicht halten.

Ich.

So sage also diesem deinem Freund, daß er seine Kinder sehr übel erziehe, daß er sie durch sein eigenes böses Beispiel zu Grunde richte, daß er sich durch seine Eitelkeit und Selbstlob lächerlich, und durch seinen Stolz gehässig mache, daß er durch seinen übertriebenen Aufwand sich und seine Familie zum Untergang bringe, daß er so oft gegen seine Ueberzeugung spreche und heuchle, sage ihm, daß sich Stadt

und

und Land ärgere, daß er auf einmal seinen Sinn geändert, und sich in allem nach der Hofluft richte, an Wahrheit und Freunden zum Verräther werde, den schändlichsten Menschen schmeichle, um einträglichere Stellen, um die Gunst der Mächtigen zu erhalten.

Der Leser.

Er kann in manchem unschuldig seyn, und wenn man ihn selbst hört, diesen Tadel nicht verdienen. Weist du nicht, daß man aus Klugheit manches thun müsse, was man ausserdem verabscheut?

Ich.

Es scheint wohl, du würdest an seiner Stelle das nemliche thun. Dahinaus ungefähr gehen die Entschuldigungen, die du vorbringst. — Du würdest also höhere Pflichten übertretten, um andern zu gefallen? Und das nennst du Klugheit?

Der Leser.

Bedenk aber auch, was kann ich allein thun? haben nicht andere eben diese Pflicht?

Ich.

Du bist also ungerecht, weil andere es sind? du verräthst Tugend und Freunde, weil es andere auch thun? Und wenn ieder so denkt, was wird daraus werden? Ist nicht sodann die Herrschaft des Lasters auf ewig gegründet? Wird nicht seine Macht allgemein? — Ist nicht alle Tugend die größte Thorheit und Unmöglichkeit? Warum feuert man uns dazu an, wenn ihre Ausübung so gefährlich ist, wenn es Thorheit ist diese Gefahren zu übernehmen, wenn wir keine weitere Pflicht haben, als unsern Nacken unter das Joch gutwillig zu beugen, iede Unterdrükung zu begünstigen, glänzende und glükliche Laster zu bewundern, und durch unsere Furcht und Beyfall zu bestärken. Entweder giebt es gar keine Tugend, sie ist eitles Geschwäz der Schule, oder die Gefahren sind nicht zu scheuen, die ihrer Vertheidiger warten. Es ist Pflicht solche zu übernehmen. Wenn diese Ausflucht dir gelten soll, so mus sie auch allen übrigen Menschen gelten?

Der

Der Leser.

Dafür hat die Vorsicht gesorgt, es giebt immer einige, die sich dem überhandnehmenden Uebel widersezen.

Ich.

Und warum bist du nicht einer von diesen? Hast du nicht dieselbige Pflicht?

Der Leser.

Was kann es ändern, was selbst der guten Sache nuzen, daß ich ohne allem Erfolg muthwillig das Opfer werde?

Ich.

Kann das nicht ieder andere eben so gut sagen? Und wo sind sodann die Menschen, von welchen du oben sprachst, daß sie dem einreissenden Uebel standhaft widerstehen werden? Woher weist du, daß dein Widerstand dich zum Opfer machen werde? Woher, daß dieses Opfer nichts nuzen werde? Nennst du das ein muthwilliges Opfer, was dir gegeben ist, um es bey entscheidenden Gelegenheiten der Tugend zum Opfer

zu bringen, was dir in der Zukunft so reichlich vergolten wird? Was dir dort so grosse Belohnungen gewähren soll, die du suchst, die du ohne dieses Opfer niemahlen erhalten kannst? Wo ist nun deine Ueberzeugung? Deine so hoch gepriesene Religion? Gebieten dir diese den Feigen, den eigennüzigen sinnlichen Menschen, den Heuchler zu machen? Gebieten dir diese für Menschenrechte, für die größte aller Pflichten weniger zu thun, als du für Thorheiten, für Vorurtheile thust? Und das nennst du Vernunft, Klugheit, Religion, ein niedrigeres Gut einem Höhern vorzusezen, eine höhere Pflicht zu übertretten, um eine niedrigere zu erfüllen, Gott zu verlaugnen, um Menschengunst und Unterhalt zu erhalten?

Arme Menschheit und Tugend, wenn es euch, wenn es eure Rechte gilt, wenn von dem grösten, von dem dauerhaftesten aller Vortheile, von seinem Schiksal in der Zukunft, die Rede ist — da allein giebt es keinen Curtius, Decius, keine Helden der ältern und neuern Welt. Da zieht sich ieder zurük, da finden sich Bedenklichkeiten, Entschuldigungen

aller

aller Art. Da erhält die Niederträchtigkeit und Freyheit den Namen der Klugheit; aber wenn es falsche Begriffe, den thörichten Wahn einer eitlen misverstandenen, sehr oft nur durch einen Blik und Mine beleidigten Ehre gilt, wenn dein Stolz oder Eitelkeit durch Verachtung gereizt und herabgestimmt werden: da, in diesen kleinen unbedeutenden Fällen, die für dich die Wichtigkeit einer Staats und Weltangelegenheiten haben, da in diesen Fällen, wo Eitelkeit gegen Eitelkeit stösset, ist die Ehre alles, und dein Leben nichts, da kann nur eigenes oder fremdes Blut einen Schaden ersezen, und eine Schmach vertilgen, welche du sehr selten in der That, aber ungleich häufiger, in deiner Einbildung, in der Meinung eben so thörichter Menschen erlitten. Wenn ein Erdenfleck bedroht wird, der dich nichts angeht, wenn die Feindschaften der Mächtigern gegen einander stossen, und ganze Erdstriche verschlingen, da stehen auf einmal hundert tausende von Menschen bereit, sprechen von Ruhm, Ehre und Unsterblichkeit, entsagen dem Genus ihrer Güter, der Ruhe und den Gemächlichkeiten des Lebens, trennen sich von ihrer Familie und

Freunden, sie scheuen keine Gefahren, keinen Tod. Da wird ieder Feige herzhaft, ieder Weichliche stark und abgehärtet, ieder Geizige ein Verschwender, ieder Höfling ein Held. So viel vermögen Leidenschaft, Beispiel, Vorurtheil, Gewohnheit! so wenig vermag die Vernunft, wenn sie nicht durch diese wirksamste aller Triebfedern unterstüzt wird! so wenig kommen diese bisher der Wahrheit und Tugend zu statten! so viel liegt daran, die Vernunft selbst zur Leidenschaft zu machen, ehe wir etwas vernünftiges unternehmen sollen, so wenig ist solches noch bishero zum besten der Tugend geschehen! so falsch und verführend sind unsre Begriffe von Tapferkeit und Ehre.

Der Leser.

Lieber Freund! du magst das alles sehr wohl meinen, ich verkenne deinen Eifer für die Tugend nicht, ich belobe ihn sogar, aber folgen kann ich dir hierinn nicht. Ich würde zum Gelächter der ganzen Stadt und einer halben Welt werden.

Ich.

Und was würdest du dabei verlieren?

Der Leser.

Meine Achtung und Ehre.

Ich.

Wessen Achtung?

Der Leser.

Derer, mit denen ich lebe.

Ich.

Schweige mit deiner Tugend. Sie beruht auf sehr schwachen Gründen, sie gründet sich auf der Erwartung, daß sie dir Ehre und Beifall verschaffe. Du würdest eben so gut Böses thun, dir jede Schandthat erlauben, wenn Schandthaten belobt werden.

Der Leser.

Böses werde ich niemalen thun. Diese Folgerung ist zu stark.

Ich.

Du ziehst ja den Beifall der Menschen einer höheren Pflicht vor? Du unterlassest diese Pflicht, weil sie dich wegen ihrer Erfüllung tadeln und belachen würden? Du hinderst das Uebel nicht, das durch einen standhaften pflichtmässigen Wi-

derstand

derstand zu verhindern wäre? Du schäzest deinen Unterhalt, deine Aemter und Stellen höher, als dein zukünftiges ewiges Wohl? Du bestärkst die Gegner der Tugend in ihrem Irrthum und Macht, du verführst andere durch dein Beispiel, und lehrst sie ein gleiches zu thun? Ist das nicht Böses genug?

Der Leser.

Du kannst doch nicht laugnen, daß sich Tugend mit der Klugheit verbinden müsse?

Ich.

Nicht genug. Die Tugend selbst, und die Tugend ganz allein ist die beste Klugheit. Aber deine Klugheit, von welcher du sprichst, die unter Weltleuten so häufig gefunden wird, diese Klugheit ist falsch, und sie verdient diesen Namen nicht.

Diese Politik ist, wenn sie offensiv geht, die Folge eines ehrgeizigen und herrschsüchtigen, überhaupt eines eigennüzigen, und wenn sie sich in den Grenzen der Vertheidigung hält, die Folge eines zaghaften und furchtsamen Karakters. Sie ist niemalen die Eigenschaft eines wahrhaft hohen Geistes,

eine

eine Abneigung gegen Sklaverei und Erhabenheit über Gewinnsucht und Furcht.

Wer fest überzeugt ist, daß ihm keine Zukunft schaden werde, daß sich alle Kräften der Natur zu seinem Wohlseyn vereinigen, der braucht alle diese Umwege und kleinfügige Bedenklichkeiten nicht, der handelt gerade zu ohne Scheu, der leidet weniger von jedem gegenwärtigen Eindruk, der scheuet weniger die Zukunft; der sieht Glück, Stand und Reichthum als sehr unbedeutende Vorzüge an, deren Verlust ihn weniger kränkt. Aber wer diese leztere für etwas hohes hält, für das lezte der Natur, der hat tausend Rücksichten zu machen, die seinen Muth und seine Thätigkeit beschränken. Wer viel sucht, hat viel zu verlieren und zu fürchten, viele Klippen zu vermeiden, an welchen seine Hofnungen scheitern; unsre weltkluge Männer sind also im Grunde zaghafte und eigennüzige Menschen.

Unsre sogenannte Klugheit sezt zwar Einsicht in den Zusammenhang der Dinge voraus, und sieht gewisse oft entfernte Folgen vorher. Aber da sie ihren Zweck zu nahe sezt, so wird sie niemalen

malen die Folgen so weit vorhersehen, als sie sollte, sie steht bei einem bestimmten Grad von Folgen still, über welchen sie niemal hinaus geht, sie ist also Folge einer beschränkten Erkenntnis, eines eingeschränkten Kopfs, der nie so weit geht, als er sollte.

Sie gründet sich zum Theil auf der sehr irrigen Voraussezung, daß man unter den übrigen Blinden der allein Hellsehende sey: daß alle übrige ihre Vortheile gar nicht, oder weniger verstehen: daß andere die Fallstricke nicht kennen, oder bemerken, die man ihrer Gutmüthigkeit legt: sie ist also ein Kind des Stolzes, und seiner eigenen Verblendung; sie ist unwirksam gegen alle, welche dieselbige Kunstgriffe verstehen. Sie veranlaßt einen Krieg der List gegen List, sie vermehrt die Arglistigkeit der Menschen, verbannt eine Zeitlang alle Offenheit und Zutrauen, und nöthigt am Ende zur Wahrhaftigkeit zurük zu kommen, um, nachdem alle andere Arten des Betrugs vergeblich erschöpft sind, selbst durch die Wahrheit zu hintergehen. Sie ist der abgenuzte Kunstgrif, und das uralte Zufluchtsmittel aller Menschen, die zu feig sind, um öffentlich zu schaden, die ihre Ab-

sichten

sichten selbst verwerfen, und in ihrem Herzen misbilligen, indem sie sich scheuen, solche öffentlich bekannt zu machen.

Sie ist eine stillschweigende Huldigung des Lasters, eine durch Thaten erklärte Versicherung und Transaktion, daß man iedem Bösewicht erlaube, gegen ieden andern nach Gefallen zu wüthen, unter dem bedungenen Vorbehalt eigener Sicherheit für seine Güter und Person, oder sie scheint Ansprüche auf die Theilung der Beute zu machen, und für sich das Recht zu bedingen, gegen andere schwächere ein gleiches zu beobachten.

Sie verfehlt am Ende ihre Rechnung, sie verstärkt ieden Bösewicht auf den Grad, daß er am Ende selbst derienigen nicht weiter schont, die er vordem geschont hat. Sie erhält ieden Irrenden in seinem Irrthum, oder ich wollte sehen, wer lasterhaft wäre, wenn das Laster keine Nachahmer und Bewunderer fände? Wenn es in iedem Lande, weniger einfältige und kurzsichtige Menschen geben würde, die sich so gern von der Bosheit misbrauchen, und zu Mishandlungen al-

ler

ler Art, gegen ihre größte Wohlthaten verleiten liessen. Wenn die Bosheit, diese ihr so nuzbare Blindheit des grössern Haufens nicht geflissentlich unterhielte. Wenns keine eitle Gecken gäbe, die sich durch eine sträfliche Nachsicht und Gefälligkeit zu grössern Stellen empor schwingen und ihren Einflus vermehren wollen: Keine Kinder, die durch den äussern Schein und unmittelbare Vortheile geblendet, und durch leere Drohungen geschreckt werden. Keine Schwäzer und Schreyer von Religion und Tugend

qui de virtute locuti
Clunem agitant.

Keine Wollüstlinge, die lieber geniessen; keine schwache Seelen, die ihren wahren Vortheil verkennen; keine Leichtglaubige, die iedem Verleumder so gleich ihre Ohren leihen; keine furchtsame und schwache, die bei dem ersten Angrif das Feld räumen, und sich trennen und schwächen. — Du kannst also gewahr werden, daß sich der grössere Hauffen unserer heutigen Welt in zwey Helften theilt, in Starke und Schwache, in Bosheit und Dummheit. Vernunft und Tugend sind selten, und halten

zwi-

zwischen diesen beyden das Mittel. Die Dummheit verstärkt die Bosheit, und die Dummheit, diese grosse und mächtige Stüze der Bosheit, wird von dem Eigennuz und Laster unterhalten und vereinigt. Du, mit deiner Klugheit unterhältst beyde: die Welt scheint dir verderbt, und sie ist es durch dich.

Und am Ende will ich dir beweisen, daß diese Menschen, die so viel von Klugheit sprechen, nach genauerer Untersuchung der Sache gar keine Klugheit haben.

Der Leser.

Darf ich dich um diesen Beweis bitten?

Ich.

Was nennst du Klugheit?

Der Leser.

Die Kenntnis der Mittel zu einem gegebenen Zweck. So ist der Staatsmann klug, wenn er die beste Mittel kennt, seinen Staat aufrecht zu erhalten, und blühend zu machen, wenn er die Kunst versteht, sie am rechten Ort, zur

gehörigen Zeit, im gehörigen Maas anzuwenden; und er wird sodann ein Staatskluger genannt.

Ich.

Wer also die Mittel und ihre Anwendung zu einem gegebenen Zweck weis, ist nach deiner Meinung ein kluger Mann?

Der Leser.

Ich denke.

Ich.

Zu iedem Zweck?

Der Leser.

Warum nicht?

Ich.

Also der Dieb ist auch klug, wenn er richtige Mittel zu erwählen weis?

Der Leser.

Dieser nicht.

Ich.

Warum nicht? Er ist wenigstens ein kluger und geschikter Dieb.

Der Leser.

Du magst ihn so nennen, aber es bleibt immer ein Misbrauch des Worts.

Ich.

Worinn liegt also das Unterscheidende?

Der Leser.

Er wählet Mittel zu einem falschen Zweck.

Ich.

Warum nennst du diesen Zweck falsch?

Der Leser.

Weil seine Erreichung ihm mehr schaden, als nüzen würde; weil er ihn an Erreichung eines höheren Zwecks hindert.

Ich.

Wenn also der Zweck, den sich der Kluge vorstellt, selbst nur ein Mittel, folglich ein niederer Zweck wäre?

Der Leser.

So muß, wenn er klug seyn will, nicht auf den niedrigern, sondern auf den höheren von ihm Rüksicht genommen werden.

Ich.

Warum das?

Der Leser.

Weil er um des niederen Guts willen ein höheres verlieren würde.

Ich.

Und wenn er das dem ungeachtet thun wollte, wie würdest du ihn nennen?

Der Leser.

Einen Thoren.

Ich.

Also keinen Klugen. Es scheint also, Klugheit lehre die Mittel zu einen wahren und höhern Zweck.

Der Leser.

Ganz gewis.

Ich.

So lang es also noch einen höheren Zweck giebt, so ist der noch immer ein Thor, der den niedrigern wählt?

Der Leser.

Noch immer.

Ich.

Es muß doch wohl am Ende einen höchsten Zweck geben?

Der Leser.

Ich läugne es nicht.

Ich.

Dann wäre aber niemand klug, als wer die Mitteln zu diesen höchsten Zweck kennt, und richtig anwendet?

Der Leser.

Ich glaube, es sey so.

Ich.

Und alle übrige, die bei niedrigern Zwecken stehen bleiben, wären insgesamt Thoren?

Der Leser.

Ich muß es eingestehen.

Ich.

Nun sage mir, was thun unsre Weltkluge? Bey welchen Zweck bleiben sie stehen? Bey einem höhern oder niedrigern? Ist Lebensunterhalt und Bequemlichkeit ein wahrer oder ein falscher Zweck?

Der Leser.

Ich denke, ganz gewis ein wahrer.

Ich.

Ist er aber auch zugleich der Höchste.

Der Leser.

Ich zweifle.

Ich.

Leben wir, um zu leben, oder ist Leben zu etwas weitern gut?

Der Leser.

Wir leben um uns zu vergnügen.

Ich.

Auf einige Zeit oder länger?

Der Leser.

Wenn du willst, ewig.

Ich.

Was nennst du richtiges Mittel?

Der Leser.

Das seinen Zweck unausbleiblich befördert, was ihn auf keine Art hindert.

Ich.

Ich.

Welches glaubst du, daß Vergnügen sicherer befördern werde, innere Vervollkommnung, oder Verbesserung seines äussern Zustandes?

Der Leser.

Innere Vervollkommnung.

Ich.

Wer nun diese um der äusserlichen Vollkommenheit willen vernachlässiget, diese höher schäzt, auf ihre Unkosten diese leztere zu erhalten sucht, wie nennst du ihn? Einen klugen Mann?

Der Leser.

Ich sollte ihn einen Thoren nennen.

Ich.

Glaubst du wohl, daß derienige seine innere Vollkommenheit befördere, der gegen seine Ueberzeugung und Gewissen handelt, seine Pflichten verläugnet, der das Laster unterstüzt, ehrt und befördert, der sich alles erlaubt, um Geld, öffentliche Aemter, Ehre, Unterstüzung, Beifall, Ruhe und Sicherheit zu erhalten? — Oder darfst

 du

du Gott verläugnen, um dein Leben, um dein Amt, deinen Unterhalt und Vermögen zu retten?

Der Leser.

Das darf ich nicht.

Ich.

Kann man Gott nicht noch ungleich mehr durch Thaten verlaugnen? Durch Uebertrettung seiner Geseze? Oder wozu sind unsre Pflichten? und das nennst du Klugheit? Mache nun die Anwendung. Wovon sprachen wir oben? Habe ich wohl meinen Saz erwiesen.

Der Leser.

In der Voraussezung, daß die Zukunft und Unsterblichkeit unsrer selbst eine ausgemachte Wahrheit sey. Dann hast du ungezweifelt recht. Aber wenn nur diese gewis wäre!

Ich.

Ach darüber wollen wir sprechen, aber erlaube mir, daß ich diese Untersuchung erst vollende: sage mir noch zuvor, wo ist nun deine Klugheit, von welcher du sagtest, daß sie iede Tugend begleiten müsse? Wozu wirst du dich entschliessen?

Der

Der Leser.

Laß dir diese Antwort von den Hof- und Weltmännern geben.

Ich.

Ich verehre und bewundere ihre Welt- und Menschenkenntnis. Gros ist der Blik, der einen ganzen Welttheil umfaßt, und unendliche so sehr verwikelte Verhältnisse selbst bis auf's kleinste durchdringt, und so viele streitende Interesse und Kräfte zu einem einzigen Zweck, wie auf einem Punkt vereinigt. Aber doch ist unser beiderseitiger Gesichtspunkt zu verschieden, als daß ich sie in dieser Sache als vollgültige Richter erkennen sollte. Mein Gesichtspunkt ist allgemeiner: sie begnügen sich mit der Sorge für das eingeschränktere Geschäft, das ihnen anvertraut ist. Darauf allein geht ihr Augenmerk. Dies macht, daß sie alles für unmöglich halten, was nicht in den Kreis ihrer Erfahrung liegt: daß sie alles für unnüz oder wohl gar gefährlich ansehen, was nichts zur Beförderung ihrer engern und gegenwärtigen Absicht beiträgt. Uneigennüzige, hohe Tugend scheint ihnen Unmöglichkeit und Thorheit, weil sie alle Menschen nur nach dem

Kreis beurtheilen, unter welchem sie leben. Sie kennen die Laster und Verirrungen der Menschen, aber mit ihren Tugenden, mit der Würde unsrer Natur sind sie weniger vertraut, weil sie solche seltener gewahr werden.

Der Leser.

Aber mir selbst leuchtet es ein, daß dein Vortrag entweder zur Schwärmerei, oder zur Unthätigkeit führe.

Ich.

Wie so? Da verstehst du ihn ja ganz falsch?

Der Leser.

Mir scheint es, rascher und ungestümer Eifer müsse bey dem weniger aufgeklärten Theil der Menschen an die Stelle der Vernunft treten, die Martyrer-Sucht, die gefährlichste von allen Thorheiten müsse überhand nehmen. Man mus also alle Vorurtheile und Laster ohne alle Schonung angreifen, ieden Betrug aufdeken, und was das ärgste von allem ist, die Proselytenmacherei mus ohne Grenzen seyn. Jeder mus sich berechtiget halten, ieden andern zu seiner Meinung

und Religion mit gewaltsamen Mitteln anzuhalten, und zu zwingen.

Ich.

Was suchst du, wenn du iemand zu deiner Religion zwingen wolltest?

Der Leser.

Daß er sich dazu bekenne, daß er hierüber mit mir auf einerlei Art denke.

Ich.

Führt dich dieser Zwang sicher zu deinem Zweck?

Der Leser.

Ganz gewis. Es mus ia meine innerliche Vollkommenheit ungemein befördern, daß ich so viele Irrende zurecht führe.

Ich.

Und du glaubst, daß du zu diesem Ende die sichersten Mittel ergriffen habest? Führst du sie merklich zu recht?

Der Leser.

Wo sind bessere.

Ich.

In einer gründlichen Ueberzeugung und Unterricht. Die Religion beruht auf richtigen Gründen und Begriffen von Gott, auf Belehrung des Verstandes. Wie kannst du aus dem Zwang, den ich dir thun will, die Wahrheit meines Vertrags erkennen, und dich davon überzeugen? Diese Ueberzeugung giebt keine Verfolgung, keine Scheiterhaufen. Du wolltest durch diesen Zwang die Anzahl der Gottesbekenner vermehren, und du hast Heuchler gemacht, die sich zu allem, was du willst, bekennen, um deiner Gewaltthätigkeit zu entgehen. — Wolltest du das?

Der Leser.

Ich wollte ernsthafte Bekehrung.

Ich.

Wozu nützt dir also dieser so unwürksame Zwang? Welche Versuchung kannst du haben, Dragonaden und Bartholomäus-Nächte zu erneuern? Heißt du das Klugheit, Mittel zu ergreifen, die deinen Zweck mehr entfernen als befördern?

Der

Der Leser.

Das bleibt doch wahr, daß ich Kraft deiner Lehre ieden Schurken unter das Angesicht tretten, und ihm sagen mus, daß er ein Bösewicht sey?

Ich.

Wenn es nur damit allzeit ausgerichtet wäre? Es kann sich fügen, daß du mehr verderben würdest. Und dann must du wissen, daß diese Art Menschen zu bessern und zu belehren bei weitem dieienige nicht sey, welcher sich der Weise bedient. Dieser hindert das Böse mehr durch Thaten, als leere Schmähungen, und Worte, die mehr erbittern, als bessern.

Der Leser.

Es scheint wir streiten nur über Worte. Es giebt also doch eine Klugheit?

Ich.

Ganz gewis. Nur, daß diese Klugheit nicht von der Art ist, wie du sie beschreibst. Meine Klugheit, von welcher ich spreche, ist die Sittlichkeit selbst; die Kenntnis von dem Werth der

Güter,

Güter, von der Unterordnung der Zwecke. Selbst viele Weltkluge gestehen es ein, daß Ehrlichkeit die beste Politik sey. Auf diese Art laßt sich die Klugheit mit der Sittenlehre sehr wohl vereinigen; sie sind vielmehr eine und dieselbige Kenntnis; und ich stelle hier den Grundsaz auf, wer durchaus nach der Sittenlehre handelt, der handelt zugleich nach den höchsten Regeln der Klugheit. Unsere Pflichten sind die besten Mittel zu dem zu gelangen, was ieder Kluge sucht — zum grösten innern und äussern Wohlstand, zum Vergnügen, zur Glükseeligkeit. Jede Uebertrettung einer moralischen Pflicht, iede Handlung, die unsre innere Vollkommenheit vermindert, ist ein Fehler gegen die Klugheit. Niemand sorgt so gut für sein Glük, für seinen äusseren Wohlstand, für seine Ehre, für sein Vergnügen, als der sittliche Mensch. Und ich denke, in diesem Zweifel, der bei der Anwendung auf einzelne Fälle entsteht, bei dieser Ungewisheit, in welcher noch bis diese Stunde die Grenzen der Politik und Moral verflochten sind, könnte sich nach dieser Regel ieder finden, um am wenigsten zu irren. Ausserdem

dem geräth man in Versuchung, es mit denjenigen zu halten, die alle Klugheit verwerfen, und sich dem Eifer gegen ihre Pflicht überlassen. Und diese sind sodann die Enthusiasten und Schwärmer. Oder man räumt der Klugheit allein mehr ein, als ihr gebührt, man schaut zuviel auf seinem gegenwärtigen Vortheil, opfert ihm seine höheren Pflichten auf. In der Mitte von diesen beiden Extremen steht die Tugend.

Der Leser.

Noch weis ich in einzelnen Fällen sehr wenig, wo die Klugheit anfange oder aufhöre, ein Laster oder eine Tugend zu seyn.

Ich.

Diese Frage ist aber auch eine der verwikeltsten, und ich habe so wenig befriedigendes darüber gelesen, als ich sagen kann. Ich möchte sagen, das tugendhafte Gefühl könne ieden vorkommenden Fall ganz allein und am sichersten entscheiden. Alle übrige werden die Anwendung falsch machen, die dieses Gefühl nicht haben. Darum sey zuerst tugendhaft, und du

wirst

wirst im Handeln, so wie in der Entscheidung zweifelhafter Fälle weniger Verlegenheit finden. Indessen scheint es, sey folgender Gesichtspunkt derienige, der am nächsten zur Sache führt.

Wenn die Klugheit in der Auswahl und Anwendung der richtigsten Mittel zum höchsten Zweck besteht; so scheint dies ganz allein Klugheit, was Mittel ist diesen höchsten Zweck zu erreichen. Dahin gehören also nur dieienigen Handlungen, welche diesen höchsten Zweck meiner Natur und meines Daseyns unfehlbar befördern. Was diesen hindert, wäre ganz gewis falsche Klugheit?

Der Leser.

Dies folgt sehr natürlich aus deinem obigen Vortrag.

Ich.

Welcher wäre nun dieser höchste Zweck unserer Natur?

Der Leser.

Innerliche Vollkommenheit, weil ihre unzertrennliche Folge das reinste und lauterste Vergnügen ist.

Ich.

Alle Handlungen des Klugen müssen also von der Art seyn, daß sie diese Vollkommenheit befördern? Eben so auch seine Unterlassungen? Er mus nichts thun, wodurch man auf die Unvollkommenheit seines Geistes schliessen könnte, was diese vermehrt. Denn er würde ausserdem seinen Zweck mehr hindern als befördern, folglich nicht klug seyn.

Der Leser.

Es läßt sich schwer läugnen.

Ich.

Es werden also alle Handlungen und Unterlassungen strafbar und unklug seyn, aus welchen erscheint, daß der Handelnde einen niedrigern Zweck zum Hauptzweck gemacht habe? Er handelt also unklug, wenn er böses, welches er hindern könnte, nicht hindert, oder wohl gar befördert, um Geld, Ehre, Beifall der Mächtigen zu verdienen: wenn er sich um dieser willen für das Laster und Unrecht thätig verwendet: wenn er bei Gelegenheit, wo ihn Amt und Pflicht auffordern, der Tugend und Unschuld das Wort

zu sprechen, sich leidend verhält, schweigt, oder wohl gar entgegen würkt. Und wenn ihn seine Pflicht auffordert, entgegen zu würken, der Tugend ein Opfer zu bringen, so wird er, wie ich vermuthe, schikliche Mittel erwählen?

Der Leser.

Unschikliche Mittel würden keine Beweise von der Vollkommenheit seines Verstandes seyn. Und die Klugheit zeigt sich vorzüglich in der Zweckmässigkeit und richtigen Anwendung der besten Mittel.

Ich.

Unmöglich kann offenbare Gewalt, Menschenmord, Verleumdung, Verfolgung, Uebereilung und Hize eine Würkung und Anzeichen eines vollkommenen Geistes seyn?

Der Leser.

Es scheint nicht.

Ich.

Er wird sich also von diesem allen enthalten. Ausserdem würde er seinen Zweck verfehlen, und

seine

seine Vollkommenheit vermindern, indem er sie vermehren will. Schwärmerei, dünkt mich, gehört nicht unter die Vollkommenheiten der Seele. Er wird sich also auch hüten, ein Schwärmer zu werden: und in Fällen, wo seine Kraft nicht zureichen, wo er das Uebel ärger machen würde, wird er sich mit seinem guten Willen begnügen.

Der Leser.

Warum ist hier der blosse Wille genug?

Ich.

Weil die Pflicht gutes zu thun keinen Menschen über seine Kräften verbindet: weil der Wille alles ist, was er in diesen Umständen kann: weil er nicht mehr thun kann, ohne von der andern Seite ungleich mehr zu verlieren. Wenn ich z. B. alle falsche Religionen von der Erde vertilgen wollte, so würde ich durch die That nicht mehr nüzen, als durch den Willen allein. Ich würde sogar schaden. Ich würde dabei mein Leben, für welches ich eben so gut eine sehr hohe Pflicht habe, ohne Noth und Erfolg in Gefahr sezen, dadurch eine Pflicht verlezen, und

folglich meine innere Vollkommenheit vermindern, und also meinen Zweck verfehlen.

Der Leser.

Durch diesen Saz, daß der Wille statt der That gelte, öfnest du der Furcht und dem Eigennuz ein sehr weites Thor, um ungestraft ihre Pflichten verlaugnen zu können. Da denkt sich sodann ieder die Umstände und die Unmöglichkeit so gros, und seine Kräften so klein, als er nöthig hat, um sein Gewissen einzuschläfern, und nach Gefallen zu handeln.

Ich.

Das mag er thun. Darüber können auch Menschen nicht allzeit urtheilen. Daher mag es ihn oft bei Menschen entschuldigen. Aber Gott und sich wird er niemal hintergehen. Er wird die Folgen davon empfinden, und bei dem hellsten Beifall der Welt wird er sich nie ganz beruhigen. Oder glaubst du, daß diese Täuschung, die sich der Mensch auf diese Art macht, würklich eine innere Vollkommenheit sey? Nennst du das Vollkommenheit des Geistes, sich zu täuschen, andere

zu täuschen, sich einzubilden, daß man sey, was man nicht ist?

Da herum ungefähr, glaube ich, müssen sich die Begriffe drehen, um diese schwere Aufgabe zu entscheiden, und das Mittel zwischen Schwärmerei und Hofklugheit zu finden. Und ich mus gestehen, ich fühle die Auflösung besser als ich sie in Worten geben kann. Und mir scheint es, die Umstände und ein für die Tugend gestimmtes Gefühl können in würklichen Fällen weit richtiger entscheiden als die kalte und abstrakte Urtheile der Vernunft.

Der Leser.

Nur noch eine einzige Bedenklichkeit. Mir scheint es, ein Mensch von diesen Grundsäzen, wie du ihn beschreibst, dem innere Vollkommenheit sein einziges Geschäft ist, der dieser alles übrige unterordnet und zum Opfer bringt, sey für das geschäftige Leben und für die bürgerliche Gesellschaft, für Freunde und alle übrige Menschen gänzlich verlohren.

Ich.

Nichts weniger als dies. Oder sage mir, wer ist geschickter, andern das Leben zu retten, als derienige, der selbst den Tod nicht scheuet? wer wird freigebiger seyn, dem Nothleidenden mehr beispringen, als derienige, der den äussern Schein von der Würklichkeit so sehr unterscheidet? — Diese Grundsäze dienen also nur, das übermässige der Leidenschaften, wodurch wir andern so schädlich werden, zu mässigen und herab zu stimmen. Die Neigung bleibt, nur das Uebermaas fällt hinweg. Die unendliche unerschöpfliche Thätigkeit des menschlichen Geistes bleibt immer dieselbe, sie erhält nun erst ihre gehörige Richtung, sie beschäftigt sich nicht mehr wie vordem mit sich allein, mit unserem äuseren Zustand. Jemehr wir unsre Leidenschaften und Begierden beschränken, iemehr Kraft bleibt uns übrig, um auf andere zu würken. Die Kraft, die nun weniger erschöpft ist, sucht nun ihren Gegenstand ausser sich, um auf ihn zu würken. Der, welcher nicht alles für sich braucht, weniger mit sich selbst beschäftiget ist, mus nun an dem Schiksal anderer Theil nehmen. Der Ueberschus seiner

Kräften

Kräften, und der Hang zur Würksamkeit nöthigen ihn dazu. Er hat Lust, Zeit und Kräfte übrig, die der andere für sich braucht, die er für andere verwenden kann, die er zugleich für sich am besten benuzt, wenn er sie für andere verwendet. Der Mann, der nach innerer Vollkommenheit strebt, mus wissen, daß diese Vollkommenheit durch vollkommene Würkungen am besten erhalten werde. Er wird also würken, so viel als er kann. Er wird der theilnehmendste, der thätigste Geschäftsmann, der beste Bürger und Freund seyn.

Nun las uns zu deinem oben geäusserten Zweifel zurük kommen, aber unter der ausdrüklichen Bedingung, daß ich sodann deine weitere Beschwerden über die Welt höre. — Du sagtest oben, wenn nur diese Lehre von der Zukunft und Unsterblichkeit unsrer Seele gewis wäre.

Der Leser.

Das sagte ich.

Ich.

Mir ist sie es. Welchen Grad der Gewisheit verlangst du denn? Ich fürchte dein

Herz läugnet sie mehr als dein Kopf: und diese Lehre findet an dir nicht so fast einen unwissenden, sondern einen wider sie eingenommenen Zuhörer, der nicht von ihr überzeugt seyn will.

Der Leser.

Wie könnte ich das seyn.

Ich.

Der Wunsch beständig hier zu leben, sich nie von seinen Freunden, Gütern, von seinen Aufenthalt und von seinen Gewohnheiten zu trennen, die Forcht vor der Zukunft und andere Leidenschaften mischen sich, ohne daß du es gewahr wirst, in das Spiel, und vermindern die günstige und ungehinderte Aufnahme einer solchen Lehre. Lieb die Welt weniger, sage dich besser von deinen Gewohnheiten los, und du wirst dich mehr davon überzeugen. Wo man zu verlieren und zu besorgen hat, und auf der anderen Seite sieht und fühlt, da mischt sich immer Besorglichkeit und erwünschte Ungewißheit gegen alles ein, was man weniger sieht, hört und fühlt. Sage also, welche Gewißheit verlangst du?

Der Leser.

Die, so den mathematischen Wissenschaften eigen ist.

Ich.

Also Evidenz: du verlangst nicht blos, daß dir diese Lehre gewis sey, daß sie dir aus unleugbaren Schlüssen dargethan werde, du willst doch noch, daß ieder, der die Beweise einmal gehört, sich davon überzeugt, sich so sehr dadurch beruhiget finde, daß er nicht den geringsten Widerstand bei sich finde, ihr auch fernershin seinen Beifall zu schenken?

Der Leser.

Das will ich.

Ich.

Diese Ueberzeugung ist schlechterdings unmöglich. Diese Lehre laßt sich gewis machen, aus unleugbaren Gründen darthun: aber die Faßlichkeit, die diese innere Beruhigung giebt, ist schlechterdings nicht zu erwarten.

Der Leser.

Warum nicht?

Ich.

Weil der Beweis allzeit durch Vordersäze muß geführt werden, gegen welche der Zuhörer schon vordem Parthey genommen hat; weil, wenn er auch von der Wahrheit dieser Vordersäze überzeugt wird, die Ueberzeugung doch nicht von der Art ist, daß die ehmalige Fertigkeit, sich das Gegentheil zu denken, gänzlich gehoben werde: die alte Denkungsart würkt allzeit mit unter, und verhindert die gänzliche Beruhigung, weil eine Menge von sehr verschiedenen in einander lauffenden, nicht genau von iedem auf dieselbige Art bestimmten Begriffen auf einmal mit gleicher Lebhaftigkeit soll gedacht, verfolgt, und entwikelt werden: weil man nie einen ganz ruhigen Zuhörer findet; weil sich allzeit das Interesse mit einmischt. Dieses macht, daß nicht ieder iede Erklärung eines Begrifs annehmlich findet. Jeder macht sich sodann den Begrif von der Sache, der sich am besten zu seinen übrigen Leidenschaften und Erwartungen schikt. Diese Art von Ueberzeugung ist noch ferner unmöglich, weil die meisten Menschen nur einen Theil der hiezu nöthigen Säze als wahr erkennen, den ungleich grös-

sern

sern Theil als falsch verwerfen, und also nie alle zum Beweise nöthige Säze in ihrem ganzen Umfang zugleich denken, wie es doch nöthig wäre, um die volle Würkung hervorzubringen. Es giebt immer noch bei iedem einen Saz, den wir beleuchten sollten, der aber zu tief im Hintergrund steht, als daß wir ihn bemerken könnten. Diese Widersezlichkeit der Menschen hat also ihren Grund in sehr häufigen dunklen Vorstellungen, Begriffen und Urtheilen, die mit ihren deutlichen Begriffen in Verbindung stehen, auf sie würken, und solche bestimmen. Und wer kann alle diese erforschen und widerlegen? Wir erhalten folglich nie den ganzen, sondern nur getheilten Beifall; und dieser noch zurükgebliebene unbesiegte Theil ist der Gegner, der die volle Beruhigung verhindert. Um sich von der Fortdauer unsrer selbst zu überzeugen, wäre nöthig, daß in unsrer ganzen Ideenreihe, in unsrem ganzen System, in unsrem ganzen Begehrungsvermögen, kein einziger Begrif, Saz, oder Wunsch angetroffen würde, der dieser Lehre entgegenstünde. Jeder neue Saz oder Gedanke kann nur in sofern seine ihm eigene Würkung bei uns hervorbringen, als unsere ältere Bewohner

sich

sich seiner Aufnahme nicht widersezen, oder als sie sich mit ihm vereinigen. Sind diese entgegen, so entsteht Streit, innerlicher Kampf, Unruhe, Ungewisheit und Zweifel. Dazu kömmt noch, wir haben so manches so sehnlich gewunschen, die Anstalten dazu so gut getroffen, und den Erfolg so gewis berechnet, und doch wurden wir getäuscht! solche widrige Erfahrungen erwecken am Ende Mistrauen, um so mehr bei Dingen, die entfernter und abwesend sind, wo alle Erfahrungen mangeln. Dieses Mistrauen schwächt die stärksten Gründe der Vernunft, und ihre Bruhigung ist minder.

In mathematischen Wissenschaften findet sich das Gegentheil. Hier ist ieder Begrif genau bestimmt; hier theilen sie die Meinungen der Menschen weniger, weil sie weniger Interesse dazu haben. Alle Menschen verstehen sich, ieder denkt sich bei demselbigen Wort denselbigen Begrif. Keine Wünsche, Begierden, oder Leidenschaften widersezen sich ihrer Aufnahm, alle übrige Begriffe ordnen sich ohne Hinderniß sehr leicht, um sie gehörig zu verstehen.

Der

Der Leser.

Ich wünschte, dies alles in Beispielen zu hören.

Ich.

Die besten Beispiele mögen die Beweise selbst seyn, die ich anführen will. Du wirst gewahr werden, wie wenig du mit meinen Vordersäzen einverstanden seyest: wie die Beweise dieser Vordersäze selbst dir unzulänglich scheinen werden; wie sich am Ende dieser einzige Saz auf dein ganzes Gedankensystem verbreite: und wie sehr deine Wünsche, Erwartungen durch manche Säze gehindert werden. Du wirst dich genöthiget sehen, entweder diesen Wünschen zu entsagen, oder deine Fortdauer zu bezweifleu.

Der Leser.

Laß hören.

Ich.

Du siehst, daß wir Wesen sind, die einer ungleich grössern Vollkommenheit fähig sind, als wir hier erlangen. Du siehst, daß wir alle so unvollendet von hier gehen. Wozu sind wir nun geworden, was wir sind, wenn wir aufhören

hören zu seyn? Wenn alles verlohren ist, was wir gedacht oder gethan haben?

Der Leser.

Es ist für die folgende spätere Menschen und Generationen.

Ich.

Wir leiden also, damit die lezte sich freuen, damit ihre Freude so vorübergehend sey, als unsre Leiden. Aber auch diese gehen unvollendet von hier. Wozu dieser Aufwand von Jahrtausenden, um eine so äusserst unvollkommene Würkung hervorzubringen?

Der Leser.

Du sprichst immer von Bestimmung, Zwecken und Absichten. Es ist ganz gewis, daß Menschen nach Absichten handeln, daß sie Absichten und Zwecke in die Natur hineinlegen. Aber ob diese würklich darinn liegen, ob Gott und die Natur selbst darnach handeln, das ist eine weitere Frage.

Ich.

Da haben wir ja, was ich oben gesagt habe. Unsere ganze Frage, der Gegenstand unsres Streits ist

ist schon beim ersten Anfang verändert. Wir wollten die Fortdauer unsrer selbst beweisen, und auch fragt sich's, ob Zwecke in der Natur sind, oder ob Menschen sie hinein denken? Die Beweise, die ich nun anführen muß, werden aber wohl eine neue Untersuchung über ein ganz neues Thema veranlassen: wir werden immer höher und höher hinaufsteigen, werden da finden, daß dir alle Säze mangeln, die zur Erkenntniß dieser Wahrheit nöthig sind. Deine ganze Philosophie wird dieser Lehre entgegen seyn, und wir werden noch streiten müssen, ob es einen zureichenden Grund gebe. Da magst du sehen, wie ein Saz mit dem andern zusammenhängt, wie die Falschheit des einen die Falschheit von einer Menge anderer Säze nach sich zieht.

Also wir streiten nun, ob es in der Welt Finalursachen gebe. Davon hängt zum Theile die Wahrheit dieser Lehre ab. Diese laugnest du, und darum bezweifelst du sie. Nun höre:

Du siehst, daß alle würkliche Dinge gewisse und sehr verschiedene Eigenschaften haben?

Der Leser.

Das sehe ich.

Ich.

Es muß also, weil alles einen Grund hat, auch einen Grund geben, warum diese Dinge diese Eigenschaften und keine andere haben, wozu sie diese Eigenschaften haben?

Der Leser.

In der Voraussezung, daß der Saz des zureichenden Grundes eine ausgemachte Wahrheit sey.

Ich.

Was habe ich oben gesagt? Sagt ich nicht, wir werden noch streiten, ob es einen zureichenden Grund gebe?

Der Leser.

Lassen wir das geschehen, damit wir uns nicht zu weit von der Hauptsache entfernen. Laß weiter hören.

Ich.

Dieser Grund kann kein anderer seyn, als daß sie dadurch aufgelegt werden, gewisse andere Würkungen hervorzubringen. Diese Wesen mit

diesen Eigenschaften, welche die Quellen von weitern Würkungen werden, giebt es in der Welt, wenn auch keine vorstellende Kraft in der Welt wäre.

Der Leser.

Diese giebt es; aber sie sind sodann blosse würkende Ursachen: sie sind noch keine Zwecke, und folglich keine Finalursachen.

Ich.

Aber Gründe sind sie doch, warum dieses geschieht. Sie selbst müssen einen Grund haben, wozu sie diese Eigenschaften besizen?

Der Leser.

Das läßt sich nicht läugnen.

Ich.

Sobald ein Geist sich diesen Grund vorstellt, so wird diese würkende Ursache zur Finalursache.

Der Leser.

Sie sind also nicht reel, sie sind eine Vorstellungsart, ein Gedanke der Geister.

Ich.

Aber was ist diese Welt ohne diese Vorstellungsart? Diese Vorstellungsart selbst

ist eine weitere Eigenschaft. Warum also haben Geister diese Vorstellungsart? Ich glaube, um diese Welt erst zu einer Welt zu machen; oder was ist alles erkennbare ohne Gegenstand, der es erkennt? — Um das grosse, zusammenhangende, harmonische, das in ihr liegt, das ausserdem gar keinen Grund hatte, warum es vorhanden ist, zur reichsten Quelle des Vergnügens und der Glükseeligkeit zu machen. Wenn die Finalursachen nichts weiter als eine Vorstellungsart der Geister sind, so ist auch diese Welt kein Ganzes. Denn auch diese Eigenschaft ist eine Vorstellungsart der Geister. Und dann welche Welt scheint dir vollkommener? Ich denke, wo alles seinen Zweck hat, wo alles als solcher kann vorgestellt werden.

Der Leser.

Eine Welt, wo alles einen Zweck hat, ist ohne Widerrede vollkommen.

Ich.

Also hat in dieser Welt alles einen Zweck, oder Gott ist nicht Urheber davon. Also muß es auch seine Ursachen

haben,

haben, warum wir das geworden, was wir sind. Und wenn wir aufhören zu seyn, so weis ich nicht, wozu wir dies alles geworden sind.

Der Leser.

Die Einrichtung des Ganzen bringt dieses mit sich.

Ich.

Aber wozu diese Einrichtung des Ganzen? Was soll dadurch gewürkt werden? Warum ist diese Einrichtung mehr auf diese als auf eine andere Art geschehen? Alles hat seinen Grund. Diese Einrichtung der Welt muß ihn auch haben. Dadurch allein bin ich im Stand zu bestimmen, ob sie gut oder bös sey, wenn sie diesen Zweck erreicht oder verfehlt.

Der Leser.

Dies weist du eben so wenig als ich.

Ich.

Der Erfolg muß es zeigen. Unten werde ich dir nach den Gründen der Vernunft ein vollständiges System entwerfen. Dort werde ich dir

zeigen, daß die Einrichtung der Welt dahin gehe, um sehr viele grosse und vorstellende Kräfte immer mehr zu entwikeln, daß alle ihre einzelne Anstalten dahin abzwecken. Wenn ich das vermag, so erhalten alle einzelne Dinge eine ihrer würdige Bestimmung. Ich kann einsehen, daß sich alle ohne Ausnahm als Mittel dazu verhalten. Und du selbst must eingestehen, daß diese Darstellungsart Gottes und unsrer selbst ungleich würdiger sey, daß sie die einzige Darstellungsart sey, welche uns am aufgelegtesten macht, um Vergnügen zu geniessen, und Uebel zu vermindern. Warum soll ich sie nun verwerfen? Warum soll ich lieber glauben, daß die Welt aus einzelnen unzusammenhangenden Bruchstücken bestehe? Daß sie gar keinen Zweck habe? Daß dieser Zweck meine Quaal sey? Macht dich diese Vorstellungsart besser, vollkommener, tugendhafter, glüklicher? Und dies willst du doch seyn? Oder wozu ist diese Welt, wenn in solcher gar kein Zweck, keine Bestimmung erreicht werden kann?

Ferner. Du weist, daß ein Gott ist. Du klagst über die so häufige Uebel dieser Welt, du

weist,

weist, daß Gott kein Uebel will, daß er auf keine Art Urheber des Uebels seyn könne. Wenn unser Geist fortdauert, so haben diese Uebel einen Zweck, sie werden Triebfedern zur Vervollkommnung und Entwiklung unsres Geistes: sie werden sogar Güter, und die ergiebigste Quellen des Vergnügens.

Der Leser.

Dazu können diese Uebel eben so gut dienen, wenn wir auch nicht unsterblich sind. Sie bleiben immer noch Triebfedern, um uns zu vervollkommnen.

Ich.

Aber wozu diese Vervollkommnung, wenn wir nicht fortdauern? Wenn wir unvollendet bleiben?

Der Leser.

Um uns zu vergnügen. — Du sagtest ja oben selbst, daß mit der Vervollkommnung unsrer selbst das reinste Vergnügen verbunden sey.

Ich.

Ganz gewis. Aber auch nur in so fern, als wir wissen, daß diese Vervollkommnung zu etwas

gut sey: weil wir wissen, daß uns unser Leiden dereinst vergolten werde: daß wir für unsre gegenwärtige Aufopferungen dereinst Entschädigung erhalten. Dies allein giebt uns die Stärke, dem Reiz des gegenwärtigen zu entsagen, Gefahren zu verachten, Uebel zu ertragen. Der Gedanke, daß Leiden zu etwas gut sey, daß es sogar zum Besserseyn führe, dieser Gedanke allein erhält den Geist, wo er unterliegen will. Aber nimm diesen wohlthätigen Gedanken hinweg: überzeuge dich, daß er falsch sey, und schau sodann, wieviel du kannst und vermagst. Stelle dir vor, daß deine Seele mit deinem Körper vergehen werde, und schau sodann, ob du dich überzeugen kannst, daß alle Uebel dein Besserseyn bewürken?

Der Leser.

Ich kenne Menschen, welche die Fortdauer ihrer selbst laugnen, die darum nicht weniger vergnügt sind.

Ich.

Im Glück oder in einem mässigen schnell vorübergehenden Unglük, aber in anhaltenden sehr dringenden lebenslänglichen Stürmen und Unfällen

hält diese Art zu denken ganz gewis nicht aus. Verzweiflung ist in diesen Lagen das einzige, was dem Unglüklichen übrig ist, wenn er seine gänzliche Zernichtung glaubt. Es giebt Menschen von hohen Geisteskräften, und von einer erhabenen Tugend, diese hat das Glük so wenig bedacht, daß sich vielmehr die ganze Natur zu ihrer Quaal vereiniget. Alle Leiden des Körpers, und alle Foltern der Seele stürmen auf sie hinein. Wenn solchen Menschen die erste Bedürfnisse der Natur mangeln, indessen oft dem unwürdigsten Theil die Güter des Glüks im Ueberfluß zugetheilt sind, so muß doch wahrlich Reichthum und Ueberfluß an äusseren Gütern das höchste und allgemeinste Gut des Menschen nicht seyn; so muß es andere Güter, von einer höhern Art, einen andern höhern Zustand geben, wo diese entbehrlich sind; so muß auch für diese die Zeit dereinst kommen, wo sie sich freuen; oder alle Tugend ist das einzige entbehrliche Ding in dieser Welt, alle weise Menschen sind die einzige und gröste Thoren, die es geben kann. Socrates, und alle weise Männer des Alterthums, müssen bei einem Apicius und Sardanapalus, bey allen

allen Schwelgern und Wollüstlingen der ältern und neuern Zeit in die Schule gehen, um die ächte Gründe der Sittlichkeit zu erlernen. Die Religion führt uns von unserer Bestimmung ab, statt um solcher zu nähern. Sie und die Moral sind die gröste Gegner unsers Glüks. Unsre Vernunft ist uns zur Quaal: die gröste Sinnlichkeit, ist die gröste Vollkommenheit des Menschen: diese Welt ist so elend, so ohne allen Zweck geordnet, alle Maasregeln sind darinn so verkehrt getroffen, daß sie gerade das Gegentheil bewürken, daß ich mich schämen würde, ihr Urheber zu seyn. So fluche ich der Stunde, in der ich gebohren bin; so ist Gott nichts weniger als Gott: er ist das unweiseste, parteyischte, ungerechteste und grausamste Wesen, das ich kenne. — Nein, Gott ist auch mein Gott, oder er ist es für keinen. Alle vorstellende Kräfte der Natur haben gerechten Anspruch auf seine Güte und Gnade. Du irrst dich also, wenn du glaubst, daß der Gedanke an unsre Zernichtung im Unglük stärke und unterstüze. Die Leiden der Menschen sind oft so dringend, daß selbst die höchsten Grundsäze, selbst der Glaube an unsre Fortdauer kaum vermögend

sind,

sind, den schon gezükten Dolch in den Händen des Unglüklichen zurük zu halten, und — eine so trostlose niederschlagende gegentheilige Ueberzeugung, daß man zu keinem bessern Zweck leide, daß man leide, um zu leiden, um das Glük einzelner Lieblinge zu erhöhen, und — dann auf ewig vergehe — ein solcher elender Gedanke sollte mehr vermögen? — Nein, das ist gegen alle Erfahrung und Vernunft!

Der Leser.

Dies ist eben, was mir die Lehre von der Unsterblichkeit unsrer Seele verdächtig macht. Sie scheint eine Erfindung der Elenden zu seyn. Diese haben sie nöthig.

Ich.

Also, weil die Reiche und Mächtige, weil alle Kinder des Glüks ihrer so häufig vergessen, indem ihre Lage sie weniger daran erinnert, scheint sie dir falsch? sind diese elende und schwächere nicht der ungleich grössere Theil der Menschen? Warum haben diese gar keinen Anspruch auf Vergnügen, und Glükseeligkeit? Du glaubst also, daß Vergnügen kein allgemeines Gut sey?

Daß Gott die Welt nur um der Reichen und Mächtigen willen geschaffen habe? Soll die Welt nicht ungleich besser und Gottes würdiger seyn, wo Vergnügen für alle ist, wo auch der Leidende seinen Trost finden kann?

Der Leser.

Dieser kann ihn sodann in der Täuschung seiner Grundsäze finden.

Ich.

Leidende bedarfen eines reellern dauerhaftern Trosts. Täuschung gewährt ungleich weniger, als Wahrheit: Täuschung kann aufhören. Und selbst die Kinder des Wohllebens sind bösartig genug, ihm, wenn sie könnten, diese Täuschung zu entziehen, ihm zu beweisen, daß er sich täusche.

Nun sage mir. Du gestehst ein, daß Menschen fähig sind, nach den reinsten und höchsten Absichten zu handeln?

Der Leser.

Das kann ich nicht läugnen.

Ich.

Du must eingestehen, daß ein Mensch um so vollkommener sey, je reiner seine Absichten sind, nach welchen er handelt?

Der Leser.

Auch das will ich nicht läugnen.

Ich.

Daß es reinere Absichten gebe als sinnliches Vergnügen, Ehre, Macht, Reichthum?

Der Leser.

Innere Vollkommenheit ist von dieser Art?

Ich.

Daß mit dieser inneren Vollkommenheit ganz allein das, was der Mensch am meisten sucht, das höchste, reinste, und lauterste Vergnügen verbunden sey?

Der Leser.

Dies hast du oben gezeigt.

Ich.

Wenn also der Mensch nach den höchsten Absichten handelt, darinn seine gröste Vollkommenheit

menheit besteht: mit der innern Vollkommenheit allein zugleich das höchste Vergnügen verbunden ist, so sind in dieser Welt die beste, vollkommenste, zu unser Glükseeligkeit wesentlichste Dinge gerade zu die unmöglichsten, wenn es wahr ist, daß unser Geist vernichtet werde, so haben alle diese gar keine weitere Bestimmung. So ist uns ein Ziel ausgestekt, das wir niemahlen erreichen.

Der Leser.

Ich sehe diese Folge noch nicht ein.

Ich.

Diese Folge ergiebt sich daher, weil ich durch die Vorstellung von meiner Fortdauer, und durch nichts anders so sehr gereizt werde, nach den höchsten Absichten zu handeln, mich auf den möglichsten Grad zu vervollkommnen, und dadurch fähig werde, die damit verbundene Folge, das dauerhafteste und lauterste Vergnügen zu geniessen; weil ich durch die Vorstellung, daß Reichthum, Macht und sinnliche Lust mir in der Zukunft gar nichts nüzen werden, gelehrt werde,

sie

sie weniger zu suchen, eine grössere Sorge auf meinen innerlichen Zustand zu verwenden.

Der Leser.

Aber diese Sorge für deinen inneren Zustand, für deine innere Vollkommenheit belohnt sich ia selbst. Du hast also Ursache genug, sie vor allen andern zu suchen.

Ich.

Ganz gewis, so bald ich weis, daß sie zu etwas gut ist. Aber wenn ich nicht fortdaure, wozu ist sie gut?

Der Leser.

Dich zu vergnügen. Denn Vergnügen ist ia die Folge davon.

Ich.

Aber nur, wenn die Vorstellung voraus geht, und der Seele geläufig geworden, daß unser Leiden nicht ohne Zweck sey, daß uns alles vergolten werde, daß Uebel Mittel sind, uns zu vervollkommnen: daß diese Vollkommenheit zu etwas gut sey. Dies giebt dir Stärke, dies

giebt

giebt allem einen bessern Anstrich, dies macht, daß wir sogar Feinde und Uebel lieben können. — Aber nimm nun auf einmal den Gedanken von deiner ewigen Fortdauer hinweg, laß anbey die so gewöhnliche Fälle eintretten, wo deinem Ehrgeiz die Nahrung fehlt, wo statt dessen Verachtung und allgemeine Misbilligung deiner warten, wo alle äuserliche Reize und Aufforderungen gänzlich mangeln, und sag, was du noch weiter vermagst. Wie willst du wissen, daß Reichthum, Macht, Ehre, Beifall, die ihrer Natur nach so geschikt sind, uns dieses Leben angenehm zu machen, keinen Werth haben, wo dieses Leben alles ist? Wie kannst du sie sodann weniger begehren, wie es doch nöthig ist, um nach den reinsten Absichten zu handeln? Wie kannst du dich über ihren Mangel und Verlust weniger quälen? Wie vorstellen, daß sie nur Mittel zu einem höheren entfernten Zweck seyn? Und doch sind es diese Gedanken ganz allein, wodurch sich deine Vorstellung von dem Uebel vermindert, wodurch dir die Gegenstände ausser dir weniger häßlich erscheinen, wodurch du sie sogar begehren kannst, wodurch sich dein Vergnügen

gen vervielfältiget, wodurch also die Tugend sich selbst belohnt? Diese Vorstellungsart allein giebt diese Belohnung: und es ist unmöglich, sich die Sache so vorzustellen, ohne an seine Fortdauer zu glauben. —

Giebt es einen stärkern Beweis? Und was willst du dagegen einwenden, als daß du nicht begreifen kannst, wie ein einfaches oder zusammgesetztes Wesen ohne diese vorübergehende Form noch weiter fordauren könne? *)

Ist dies sodann Klugheit, daß dich dein Stolz quält: daß du deine Unwissenheit zum Maasstab dessen machst, was ist, oder seyn kann? daß du ehe deinen Trost, alle höhere Gründe der Sittlichkeit hinwegläugnen, als deine Unwissenheit über eine Frage eingestehen willst, deren du tausend ähnliche eben so wenig beantworten kannst, ohne darum, wie du hier thust, die Würklichkeit der Sache selbst zu läugnen.

Der

*) S. meine Abhandlung über den Materialismus und Idealismus. S. 55 — 74.

Der Leser.

Das wäre doch sonderbar, wenn es unmöglich wäre, ohne den Glauben an diese Lehre ein vergnügtes und gerechtes Leben zu führen? Wer rühmt nicht die Tugend eines Atticus? Und selbst die Tugend eines Epikurs hat ihre gerechte Vertheidiger gefunden.

Ich.

Im Unglük und im anhaltenden Unglük ist es schlechterdings unmöglich. Im Glük und etwas bessern Umständen wird alle Sorge dahin gehen, sich in diesem Leben so gut als möglich durchzuschlagen. Man wird also alles vermeiden, was dieses Leben unangenehm machen könnte. Man kann klug, gerecht, freigebig, gesellig, liebenswürdig seyn, aber alles aus der Absicht, um den froheſten Genus dieses Lebens zu haben, weil ein gegentheiliges Betragen diesen hindern würde. Aber weiter geht man nicht: und nur sehr wenige gehen so weit: die höchste Entwiklung und Vervollkommnung unterbleibt. Man ist weniger einer grossen Aufopferung fähig, und das Leben eines solchen gleicht dem Leben eines Menschen, der versichert ist, daß ihm nur

noch

noch ein Jahr gegeben sey, um dieses Leben zu genießen. Aber das Leben dessen, der eine Fortdauer glaubt, ist das Leben eines klugen Menschen, der noch auf viele Jahre rechnet, der nicht heute seinen ganzen Vorrath verzehrt, um in seinem Alter zu darben. Er wird sich Vergnügungen entsagen, die sich der andere nicht ohne Thorheit verweigern kann. Er wird seine Ausgaben beschränken, er wird sparsamer geniessen, um dort noch zu geniessen, wo der andere nicht mehr ist. Ein Mensch, der an die Zukunft glaubt, mus mehr für die Eigenschaften sorgen, die ihm in der Zukunft nuzen. Er wird nicht blos gut seyn, er wird sich überzeugen, daß es für ihn um so besser sey, ie vollkommener er hier ist: daß sein kommender Zustand sich nach dem gegenwärtigen richte, daß er mit minderer Vollkommenheit, die er hier erworben, auch um so unfähiger sey, dort zu geniessen. Daß ihm zu diesem Ende einzelne gute Handlungen wenig nuzen, wenn die Quelle unrein ist, aus welcher sie gekommen, daß es also nöthig sey, gutes aus den besten Absichten zu thun, weil die Vollkommenheit des Geistes, der dort geniessen soll, in dieser Reinig-

keit der Absichten besteht. Dies alles braucht der Epikureer nicht. Ihm ist es genug, daß er dem Misvergnügen und dem Haß und der Verachtung der Menschen entgehe. Diesen Zweck kann er durch gute und wohlthätige Würkungen erreichen, weil Menschen ihn nach diesen beurtheilen, nach den Folgen, die er hervorbringt. Die Absicht selbst kommt weniger in Betracht. Er wird also seinen inneren Zustand verbessern, aber nur weil es Mittel ist, seinen äusseren Wohlstand, und seine Ruhe zu erhalten. Aber diese Stimmung des Geistes ist unvollkommen für die Zukunft. Sie gewährt das nicht, was man dort wünscht, weil die Fähigkeit mangelt, dort zu geniessen, wie man soll. — Darum bestelle bei Zeiten deinen Vorrath, ehe der Winter kömmt, damit du nicht darbest. Wenn du in der Zukunft geniessen willst, so bring den Geschmak, die Stimmung deines Geistes mit, die dazu erforderlich ist.

Du siehst nunmehr, wie ich glaube, deutlich ein, daß alle Uebel der Welt erträglich werden, daß sich das Vergnügen vermehrt, so bald

bald ich meine Fortdauer annehme. Diesen Vortheil gewährt kein anderes System. Diejenige Vorstellungsart der Welt, wodurch das Vergnügen häufiger, und die Uebel weniger werden, ist ganz gewis der Maiestät Gottes, der Würde des Menschen, so wie seiner endlichen Bestimmung angemessener, und eben darum wahrer. Durch sie allein werden wir der grösten Aufopferungen fähig: durch sie allein erhalten unsre höhere Kräfte Verstand und Wille eine höhere Vollkommenheit, und äussern sich in vollkommnen Handlungen; durch sie wird die Welt ein herrliches Ganzes, alles erhält einen Zweck: wir selbst werden, was wir seyn können und sollen. Ohne ihn geht alles auf den Genus: ohne ihn sind wir wenig von Thieren unterschieden. Durch sie ist hohe Tugend, und Vergnügen und Glükseligkeit für alle Menschen: durch sie kann der schwächste und ärmste ein Vergnügen erhalten, das keine Macht, kein Reichthum gewährt. — Und eine solche Lehre, die den Menschen auf den höchsten Grad veredlet, die Erde zum Himmel umschaft, Gott in der grösten Maiestät und Liebenswürdigkeit darstellt, soll falsch, soll ein

Traum seyn? — Ich möchte vielmehr statt dessen kürzer sagen, die Lehre von meiner Unsterblichkeit veredelt, und vergnügt mich; also ist sie wahr.

Der Leser.

Wie kömmst du zu dieser Folge aus einem so unähnlichen Vordersaz?

Ich.

Weil iedes dauerhafte Vergnügen aus der Wahrheit entsteht: weil iede Wahrheit dauerhaftes Vergnügen würkt; weil Wahrheit und dauerhaftes Vergnügen nicht können von einander getrennt werden. Warum soll also dieienige Lehre, die unter allen möglichen am meisten fähig ist, dem Menschen das gröste, reinste und dauerhafteste Vergnügen zu verschaffen, warum soll diese Lehre ganz allein falsch seyn?

Der Leser.

Daran sollte ich mit Recht zweiflen. Denn die Erfahrung hat mich belehrt, daß nicht iede Wahrheit vergnüge, daß nicht iedes Vergnügen eine Folge der Wahrheit sey.

Ich.

Und eben diese Erfahrung spricht noch deutlicher für mich. Also deine Erfahrungen, wenn ich bitten darf: du sollst sodann auch meine Erfahrungen hören, und eingestehen, daß alles Misvergnügen aus einem Irrthum, so wie iedes dauerhafte Vergnügen aus der Erkenntnis der Wahrheit entstehe.

Der Leser.

Mache einmal den Versuch, und berede alle Mängel und Fehler derer, mit denen du umgehst. Sag diesem lieblosen Wucherer, daß sich Stadt und Land an seiner unersättlichen Gewinnsucht ärgere. Sage diesem Verschwender, daß er seinen Aufwand beschränken solle, um nicht sehr traurige Folgen zu erfahren. Du sagst grosse, sehr nüzliche Wahrheiten, aber aus den Aeusserungen derer, die du belehren wolltest, sollst du sehr bald gewahr werden, daß Wahrheit nicht allzeit Vergnügen erwecke. Ich könnte dir noch tausend Beispiele von den verschiedenen Sekten anführen, deren iede in Besiz der Wahrheit zu seyn glaubt, und ihre Gegner verabscheut

und verfolgt, obgleich öfters die Wahrheit auf Seite der Verfolgten ist.

Ich.

Wenn die Wahrheit Misvergnügen erweckt, so befindet sich der Mensch, bei dem dieses Misvergnügen entsteht, zuverlässig in einem verderbten Zustand. Er sieht die Wahrheit nicht ein, er haßt sie, weil er sie als falsch, als einen Irrthum erkennt. Es müssen in seiner Seele gegenseitige Begriffe vorhanden seyn, welche diese Annahme verhindern. Es hat sich ein gewisser Irrthum seiner Seele schon zum vorhinein bemächtiget, der diesen Widerspruch verursachet.

Der Leser.

Wie soll ich das verstehen?

Ich.

Wie glaubst du, daß meine Feinde und Gegner von meinen Schriften urtheilen werden? Glaubst du, daß sie ihren Beifall erhalten, daß sie mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen?

Der Leser.

Wenn sie das könnten, würden sie aufhören deine Feinde zu seyn. Sie werden solche verwerfen und mißbilligen, weil sie von dir sind. Sie werden dich einen Heuchler schelten und dir die unedelste Absichten zur Last legen: kurz sie werden alles Gute gegen dich kehren, um dich dadurch zu verschreyen. Sie werden sagen, du wolltest dadurch einen günstigern Glauben für dich erwecken, und die Vorwürfe, die sie dir vordem gemacht, entfernen und widerlegen. Zu diesem Ende hattest du zu der Heucheley deine Zuflucht genommen, und dir das Ansehen eines Vertheidigers von strengen Grundsäzen gegeben, die niemahlen die Deinige waren.

Ich.

Sag sodann diesen Menschen, und fordere sie auf, daß sie es mir gleich thun, und ein so ausgebildetes, zusammenhangendes, durchdachtes System, ebenfalls auf einmal, wie aus der Luft greiffen, und mit dieser Wärme und Ueberzeugung vortragen — und du sage mir warum werden meine Gegner dies thun?

Der Leser.

Eben darum, weil sie deine Gegner sind.

Ich.

Es muß also in der Natur dieser Verhältnisse liegen, in welcher Feinde und Gegner gegen einander stehen? Es scheint alle Menschen, deren Interesse gegenseitig sind, werden sich sehr schwer entschliessen können, die Lobredner ihrer Gegner, Mitwerber und Feinde zu machen? Dies kannst du an allen, und wenn du unparteiisch genug bist, an dir selbst erfahren.

Der Leser.

An mir selbst?

Ich.

Du wirst doch eingestehen, daß kein Mensch durchaus böse sey, daß auch der verworfenste Mensch seine gute Seite habe?

Der Leser.

Dies gestehe ich sehr gerne ein.

Ich.

Es mus also auch wohl dein gröster Feind seine gute Eigenschaften haben.

Der Leser.

Auch dieser.

Ich.

Stellst du dir solche vor? Oder hörst du es gern, wenn er darüber gepriesen wird? Und dieses Lob kann Wahrheit zum Grunde haben?

Der Leser.

Allerdings.

Ich.

Und dieses misfällt dir?

Der Leser.

Ich kann es nicht läugnen.

Ich.

Du wirst aber bey genauerer Erforschung finden, daß eben zu dieser Zeit und schon vordem bei dir die Vorstellung herrschend geworden sey, daß dieser Mann dein Feind sey? Du weist, daß man nicht geneigt sey, an seinem Feind Vollkommenheiten zu finden, daß seine Mängel und Fehler uns ungleich willkommener sind. Vereinige

mir nun, wenn du kannst, dieses gegründete Lob deiner Feinde mit den Vorstellungen und Wünschen, die du hast.

Der Leser.

Das kann ich nicht.

Ich.

Also dieses Lob, diese Wahrheit misfällt dir, weil der, den es gilt, dein Feind ist, weil sich Lob zu Feinden nicht paßt, weil es mit einem deiner heissesten Wünsche in Widerspruch steht.

Der Leser.

Es scheint so.

Ich.

Findest du nun wahr, daß an Feinden gar nichts gutes sey? Ist es recht, zeigt es von Vollkommenheit, sich den Gegenstand so vorzustellen, wie er nicht ist?

Der Leser.

Auf keine Weise.

Ich.

Die Wahrheit beleidiget also, weil du in einem verderbten Zustan-

de bist; weil dich deine Leidenschaft über alle Vorstellungen der Vernunft gegen alle Billigkeit und Gerechtigkeit dahin reißt.

Der Leser.

Ich kann nichts entgegen sagen.

Ich.

Stelle dir nun vor, du würdest auf einmal überführt, daß dieser dein vermeinter Feind dein Wohlthäter sey. Wird dich sein Lob noch ferner beleidigen?

Der Leser.

Es würde mir ehe Misvergnügen verursachen, wenn er getadelt würde.

Ich.

Und warum das?

Der Leser.

Weil sich gutes von einem Freund und Wohlthäter ehe gedenken läßt, als von einem Feind.

Ich.

Warum nicht eben so gut von einem Feind?

Der Leser.

Weil dieser ein Feind ist.

Ich.

Wie kömmt es aber, daß dieser dein Feind auch Freunde hat, die das Gute an ihm sehen, das du verkennst, die das Böse an ihm vorbeigehen, das du bemerkst.

Der Leser.

Ihre Begriffe, ihre Art zu sehen, ihre Stimmung des Geistes ist von der meinigen ganz verschieden.

Ich.

Diese Wahrheit, dieses Lob deines Feindes misfällt dir also nicht als Wahrheit. Es misfällt dir durch deine gegenseitige verdorbene und unvollkommene Stimmung, weil du keine Empfänglichkeit dafür hast.

Der Leser.

Ich sehe noch nicht deutlich ein, warum Menschen nur für gewisse Gegenstände Empfänglichkeit haben. Der Erweiterungstrieb, der ieder menschlichen Seele so eigen ist, sollte doch auf alle Gegenstän-

genstände gehen, die für diesen Trieb nur einige Nahrung versprechen. Und unter diese gehören alle Gegenstände, die keinen innern Widerspruch enthalten, die nach einer gewissen leicht erkennbaren Ordnung zusammengesezt sind, an welchen sie Mannigfaltigkeit gewahr werden. Das geschieht aber nicht.

Ich.

Das ist sehr natürlich. Es ist nicht genug, daß der Gegenstand in sich selbst keinen Widerspruch enthalte, und im allgemeinen dem Erweiterungstriebe angemessen sey. Es wird noch über das erfordert, daß er auch mit diesem besonderen Erweiterungstrieb dieses diesen Gegenstand sich vorstellenden Subiekts keine widrige oder widersprechende Idee vorhanden sey, welche diese Aufnahme verhindert.

Der Leser.

Wie soll ich das verstehen?

Ich.

Sobald ein Mensch eine Idee aufgenommen hat, so hat eben dadurch seine ursprüngliche Vorstellungs-

stellungskraft eine Modification erhalten. Nun kann er nicht mehr ohne Unterschied iedem Vortrag Beifall geben, iede neue Idee annehmen. Er wird ganz allein dieienige erwählen, die dieser schon angenommenen nicht offenbar widersprechen.

Der Leser.

Zum Beispiel.

Ich.

So bald du einmal durch Beleidigungen, wahre oder vermeinte überzeugt zu seyn glaubst, daß dieser Mensch dein Feind sey; so wird dir alles angenehm seyn, was deinen Feind schwach und unvollkommen vorstellt; und du wirst alle Mühe haben, gutes von ihm zu denken. Denn die lezte Begriffe stehen mit deinen Wünschen, welche auf die Unvollkommenheit und Zernichtung deines Feindes gehen, in einem auffallenden Widerspruch. Und aus dieser Ursache werden sie von deiner Seele als falsch verworfen. Dies sollte ieden behutsam machen in Verwerfung neuer Meinungen. Denn es ist zehen gegen eins zu wetten, daß die Falschheit, die er einzusehen glaubt, nicht in dem Widerspruch liege, der in

der

der Sache selbst ist, sondern vielmehr in dem Widerspruch mit den schon vorhandenen Begriffen. Und wenn nun diese falsch sind, wie wir es so häufig erfahren, so haben wir eine offenbare Wahrheit als Falschheit verworfen. Die Anhänglichkeit für eine Meinung beweist also gar nichts für ihre Wahrheit. Denn welcher Irrthum findet nicht auf Erde sehr eifrige und warme Vertheidiger? Sie beweist blos, daß uns diese Meinung geläuffiger sey; daß wir einer neuen gegentheiligen Meinung nicht beipflichten können, ohne diese zu verlassen, und als falsch zu erkennen: daß gewisse Vortheile damit verbunden seyen, die wir mit ihr verlieren müsten: Der Widerspruch mit diesem gegenwärtigen Nutzen und Vortheil ist der grimmigste Gegner aller Wahrheit. Dies kannst du an den Hindernissen sehen, welche alle gute und die besten Vorschläge bei der Reformation eines verdorbenen Landes oder einer ausgearteten Religion noch beständig finden. Berühre diese Berge, und sie werden rauchen. Aber daraus kannst du keinen Schlus gegen meine obige Behauptung ziehen, daß Wahrheit misfalle. Diese Menschen erkennen sie nicht

als

als solche: ihre Leidenschaften verhindern sie, diesen Gegenstand genauer zu untersuchen: sie nennen falsch, was ihrem Vortheil widerspricht, was diesen beleidiget. So sagtest du z. B. oben, es sey gefährlich, iemand seine Mängel vorzuwerfen, wenn gleich die offenbare Wahrheit auf deiner Seite ist. Weist du warum diese Offenherzigkeit so sehr misfällt?

Der Leser.

Ich will die Ursache von dir hören.

Ich.

Wer Fehler hat, glaubt, daß andere blind seyen, daß sie nicht von ihnen bemerkt werden. Dieser sein Glaube wird da, wo er nichts weniger vermuthet, von dir erschüttert. Er wollte in den Augen anderer besser scheinen, als er ist, Lob war seine Erwartung. Diese Erwartung ist getäuscht. Er weis, daß Mängel Verachtung nach sich ziehen, er ahndet, daß sie ihn treffen, und seinen Einfluß vermindern werde. Diesen wünschte er fort zu erhalten, und sieht sich nun aus dieser Ursache aus seiner Bequemlichkeit herausgerissen, und genöthiget, diesen Fehler zu verbessern, allen

Gewohn-

Gewohnheiten zu entsagen, Leidenschaften zu mässigen. Allem diesem steht dieser Tadel entgegen. Und dies ärgert ihn. — Kannst du nun sagen, daß dieser Aerger über Wahrheit aus einer guten Quelle, aus einer guten Stimmung des Geistes entspringe?

Der Leser.

Das kann ich nicht sagen.

Ich.

Also habe ich recht. Jeder Mensch, den die Wahrheit beleidiget, befindet sich in einem verderbten Seelenzustand; und dieser Zustand ist um so verderbter, ie häufiger er dadurch beleidiget wird, ie grösser und allgemeiner die Wahrheiten sind, welche ihn beleidigen.

Der Leser.

Wenn er aber die Wahrheit nicht als Wahrheit erkennt, so ist doch dieser Abscheu im Grund Liebe zur Wahrheit.

Ich.

Nicht allzeit. Er ist weit häufiger Liebe zu seinem Vortheil, der sich unter dem Eifer vor Wahrheit verstekt, weil sich ieder Eigennuz schämt, in seiner wahren Gestalt zu erscheinen. Wer eifrig Wahrheit und nur Wahrheit sucht, dem kann iedes Misvergnügen sagen und erinnern, daß er sich davon entferne; der muß wissen, daß wir selten unmittelbar aus der Quelle schöpfen: der muß häufig erfahren haben, daß ein Mensch, der einmal für oder gegen einen Gegenstand eingenommen ist, alles in Beziehung auf seine Wünsche und Erwartungen sehe und erkenne; daß man dieser Regel zufolg alles einseitig beurtheile, und alle Mühe habe, an seinen Feinden gutes, an seinen Freunden böses zu entdeken. In einer Seele die ganz Wahrheit ist, herrschet durchaus Ruhe, Uebereinstimmung und Vergnügen. Wo Unruhe, Misvergnügen ist, da gebieten Leidenschaften, diese verwirren und übereilen die Vernunft, und der Irrthum und die Falschheit sind eine Folge dieser Uebereilung und Verwirrung, und die Quelle des Misvergnügens. Auf diese Art wird unser Misvergnügen selbst zur

wohl-

wohlthätigsten Einrichtung unsrer Natur. Es erinnert uns, dort, wo uns Freunde mangeln, wo wir ihren Zuspruch und Belehrung verschmähen, einen Blik auf uns selbst zu werfen, die Quelle zu erforschen, gewahr zu werden, daß sich ein Irrthum unsrer Seele bemächtiget. Das Misvergnügen wird unser Wächter und Lehrer; es wird zur Schule der Vernunft und Wahrheit, es lehrt uns die Wahrheit zu finden, indem es uns durch den unangenehmen Eindruk auffordert, das Gegentheil von dem zu denken, was wir bishero gedacht haben.

Der Leser.

Wie soll ich das verstehen?

Ich.

Wenn dich das schlechte Wetter quält, so erinnert es dich, daß du falsch begehrst, daß deine Lust einem allgemeinern Vortheil nachstehen müsse, daß tausende dadurch gewinnen, indem du nichts weiter, als einen Spaziergang entbehrst; daß sich die Jahrszeiten unmöglich nach der Phantasie eines einzelnen Menschen richten können, der noch dazu in anderer reeller Rüksicht in der Folge mehr

dabei verlieren würde, als er zu gewinnen glaubt. Diese Wahrheit hast du vergessen, und dieses dein Misvergnügen führt dich darauf.

Der Leser.

Und wenn ich die grösten Reichthümer in den Händen derienigen sehe, die sie am wenigsten verdienen, die sie noch dazu misbrauchen, und wenn ich mich darüber ärgere, was kann ich aus diesem Aergernis lernen?

Ich.

Daß eben darum diese Reichthümer die höchsten Güter des Menschen nicht seyen; daß sie diesen schwächern so zu sagen zur Entschädigung für höhere Güter gegeben sind, die sie nach der Ordnung der Dinge dermalen entbehren müssen; daß Gott und die Natur kein Wesen alles Vergnügens gänzlich beraubt haben; daß sie durch den Mangel bessere Menschen auffordern, sich höhere Güter zu erwerben, und sich in ihrem Besiz dauerhafter zu vergnügen. Das hast du nicht bedacht, und dein Misvergnügen ist die Folge. Nun denke statt dessen diese Wahrheiten, und ich wette, du wirst ruhiger seyn.

Der

Der Leser.

Aber wenn ich von anderen verachtet, unter meiner Würde und Verdienst behandelt werde, und darüber Misvergnügen empfinde, was kann ich lernen?

Ich.

Daß du keine wahre Begriffe von der Ehre hast: daß du gutes thust, um Ehre und Beifall zu erhalten. Dafür quält dich die Verachtung. — Wenn die wahre Ehre des Menschen in seiner inneren Vollkommenheit besteht, wenn ich diese ohne Beifall der Menschen, ia sogar durch diesen Mangel von Beifall in ieder auch der niedrigsten Lage erhalten kann, warum ziehst du diesen mindern glänzenden Lagen, die deinen Zweck noch besser befördern, dieienige vor, die mehr glänzen, und die Aufmerksamkeit der Menschen stärker und häufiger reizen? Da muß es dir doch wahrlich noch ausserdem um ganz andere Dinge zu thun seyn, da kann diese innere Vollkommenheit unmöglich dein ungeheuchelter höchster und einziger Zweck seyn.

Der Leser.

So giebt es doch wenigstens Vergnügungen, die sich nicht allzeit auf Wahrheit, sondern auf Täuschung und Irrthum gründen?

Ich.

Diese sind sodann keine wahre Vergnügen.

Der Leser.

Warum?

Ich.

Weil eines der besten Merkmale des wahren Vergnügens die Dauer ist; und wie kann das von Dauer seyn, was sich auf blosse Täuschung gründet? Kann diese Täuschung nicht auf einmal aufhören? Und welche muß sodann die Folge seyn?

Der Leser.

Misvergnügen.

Ich.

Und was ist ein Vergnügen, dessen Folge Misvergnügen ist?

Der Leser.

Ein Scheinvergnügen.

Ich.

Ich.

Also ein Scheinvergnügen kann sich gar wohl auf Täuschung gründen. Dies läugne ich nicht, denn dies bemerken wir bei allen Vergnügungen der Sinnlichkeit und des Ehrgeizes. Aber ein Vergnügen, das von Dauer seyn soll, das eben darum wahres Vergnügen ist, kann nur Wahrheit zum Grunde haben. Aus dieser Ursach habe ich das Vergnügen, von dem die Rede war, durch den Beisaz dauerhaft näher bestimmt.

Du hast also nichts entkräftet, und meine Behauptung steht aufrecht.

Ich werde fortdauren. Diese Lehre vergnügt mich. Sie gewährt mir das gröste dauerhafteste Vergnügen für hier und die Zukunft. Alle Gegenstände erscheinen mir dadurch in einer freudigern Gestalt, mein ganzes Leben ordnet sich zur Vollkommenheit. Durch diesen Gedanken erfülle ich am besten die Absichten der Natur. — Nein! ein solcher Saz, der so gute, so wohlthätige Würkungen in einer solchen Entfernung hervorbringt, kann unmöglich falsch seyn, oder es giebt

gar keine Wahrheit, keine Merkmale des Wahren. Alles ist sodann Täuschung, und nur allein das Gute, das Vollkommene unmöglich. — Also werde ich nie aufhören zu seyn.

Und nun laß mich deine noch übrige Klagen gegen die Welt und Vorsicht hören. Was klagst du noch weiter?

Der Leser.

Ueber Verachtung, die mir wiederfährt.

Ich.

Du nennst einen sehr reichen und ergiebigen Stoff des Misvergnügens. Ich wette, daß unter hundert Misvergnügten neun und neunzig über ihren beleidigten Ehrgeiz trauren. — Laß uns zuerst untersuchen, ob diese Verachtung verdient sey. Ist sie das; so bessere dich. Dazu fordert dich diese Verachtung auf, und dafür solltest du, wenn du vernünftig wärest allen Menschen Dank wissen, welche dich verachten. Mit dem Grund der Verachtung wird sich auch die Verachtung selbst verlieren.

Der Leser.

Aber wenn sie unverdient ist.

Ich.

Ich.

Sie kann dir unverdient scheinen, und sie ist es nicht. Wenn dir Verachtung zu Theil wird, weil dir Kenntnisse mangeln, welche nach allem Recht zu den öffentlichen Stellen gefordert werden, welche du suchst, so ist deine Zurükweisung keine Verachtung, sie ist verdient, und zum Theil bedingt. Die Thorheit ist von deiner Seite offenbar und einleuchtend, wenn du verlangst, daß man die Staatsverwaltung anvertraue, dir, der du nichts weiter als ein guter Dichter bist. Du hättest dieses vorhersehen, deine Fähigkeiten genauer erforschen sollen, und du würdest dir dadurch diesen lebhaften Verdruß sicher ersparet haben. Laß dir dieses zur Warnung seyn, und begehre vernünftiger. Es war deine Thorheit, daß du ein Geschäft, das in sich gut ist, das aber nicht für die Stellen paßt, welche du suchst, mit Hintansezung und Vernachlässigung derienigen Kenntnisse getrieben, welche dazu erforderlich sind. Verschaffe dir also diese fehlende Eigenschaften, oder dulde noch fernerhin ohne Murren die gerechte Folgen deiner Thorheit. Ich gebe dir anbei zu bedenken, ob

nicht manche Verachtung über welche du klagst, von eben dieser Art sey; ob dein Misvergnügen nicht daher rühre, daß du so gern mehr Ehre forderst, als dir gebührt. Wer viel fordert, der mus es sich gefallen lassen, daß ihm viel verweigert werde. Und du kannst der Menschen in Menge finden, bei denen in einer unaufhörlichen Reihe eine ungegründete Forderung aus der anderen entsteht. Beinahe alle ehrgeizige, und besonders eitle Menschen fallen sehr häufig in diesen Fehler. Wenn du also darum Verachtung leiden solltest, so ist das Misvergnügen, das dir darüber zugeht, eine Folge deiner sehr kleinen eigennüzigen Geistes Stimmung, deiner Unwissenheit in den Gerechtsamen anderer, deiner Gleichgültigkeit gegen die Verhältnisse, in welchen du mit anderen lebst, deiner thörichten übertriebenen und leidenschaftlichen Wünsche und Begierden. Aendere dies alles, und du wirst geehrter und ruhiger seyn.

Hast du aber würkliche grosse und nuzbare Eigenschaften, und du wirst derentwillen weniger geehrt, als du verdienst: so wird vielleicht von dir wahr, was der Dichter sagt:

Cum

Cum magnis virtutibus affers
Grande ſupercilium.

Es mag ſeyn, daß du ſolche zu übermäſſig mit zu vielen Stolz und Verachtung gegen andere geäuſert haſt. — Und dann leideſt du abermal die gerechte Folgen deines Betragens, und man fordert dich durch die Verachtung zu einem höhern Grad der Beſcheidenheit auf. — Oder dieſe deine Vorzüge ſind zu wenig bekannt. In beiden Fällen kannſt du helfen. In dem erſten, wenn du dich weniger fühlſt, wenn du genau überdenkſt, daß kein Menſch dem andern gutwillig ſeine Ueberlegenheit eingeſteht, wenn er nicht vorher ſieht, daß ſie mehr zu ſeinem Nuzen als zu ſeiner Unterdrükung verwendet werde; daß Beſcheidenheit eine ſehr nöthige Eigenſchaft groſſer Talente ſey, weil der Neid und die Verleumdung ſehr gerne rege werden, um ſich an dieſer Ueberlegenheit zu rächen. In dem andern Fall muſt du deine guten Eigenſchaften mehr durch nuzbare Handlungen als durch bloſſe Worte an Tag legen, oder du muſt dir ſelbſt dieſes Misvergnügen zurechnen, weil du glaubſt, alle Welt müſſe von deinen Vorzügen ſprechen, weil du die Thorheit haſt, von andern

andern zu verlangen, daß sie Dinge schäzen, die sie gar nicht kennen.

Der Leser.

Haben wir denn nicht häufige Fälle, daß die grösten Menschen mit den nuzbarsten und grösten Eigenschaften verkannt, verachtet, verfolgt werden?

Ich.

Solche Fälle giebt es, und ieder kleine Geist rechnet sich um so lieber unter diese seltene Zahl, ie kleiner und schwächer er ist. Schwache Menschen (und eitle Menschen sind gewis schwache Geister, denn sie hangen an der Schaale) fühlen sich am meisten, kennen ihre Schwäche am wenigsten, und fordern um so mehr, ie weniger sie verdienen. Aber ein solcher Mann, von dem du sprichst, fordert wenig: Er kennt die Schwäche, die Stimmung und Erwartungen derer, die um ihn sind, unter denen er lebt. Ihr Betragen befremdet ihn nicht: oder er ist der grosse Geist nicht, wie du ihn beschreibst. Er weis, daß kein Mensch durchaus, und von allen geschäzet werde, daß ieder seine Neider und Verleumder gefunden, daß hohe Kenntnisse

und

und Tugend nicht in iedem Land, und in iedem Zeitalter geschäzet werden, weil nicht allen wichtig ist, was ihm wichtig ist; weil Menschen kein Bedürfnis darnach fühlen, kein Interesse dazu haben, oder es müste dieses Land, dieses Zeitalter, es müsten diese Menschen nicht seyn. Wer würde den Arzt schäzen, wenn keine Krankheit, den Rechtsgelehrten, wenn kein Streit, den Krieger, wenn nichts zu vertheidigen oder zu erobern wäre? Jedes Zeitalter hat seine eigene Bedürfnisse: was diese befriediget, wird gesucht und geehrt. Dieses sind die Zeiten, wo einzelne Tugenden und Kenntnisse gewisse Vorrechte und Freiheiten gewähren. Sind diese Zeiten der Noth vorüber, so steigen andere empor; und wer diese Vorzüge über diese Zeiten hinaus fordern will, der zeigt deutlich, daß er den Lauf der Welt sehr wenig kenne. Daher sind in unsren Tagen alle Bemühungen nach Rang und veriährten Titeln lächerlich und abgeschmakt, wenn sie nicht mit Gewalt oder Einkünften unterstüzt werden, diese werden eigentlich geehrt. Selbst der Adel ist ohne Vorzug, wenn ihm beides mangelt. Sobald die Macht und der Einfluß auf andere Menschen von einem

einem Stand weicht, so weicht auch die Ehre, und die Verachtung tritt an ihre Stelle. Wie viele unsrer heutigen Stände berufen sich auf alte Vorrechte und Freiheiten, und sie berufen sich umsonst, denn die Zeiten und Bedürfnisse haben sich geändert. Alles Geschrei über ihre Geringschäzung und Verfall kann höchstens beweisen, daß nun die Macht in andern Händen, und ihre Herrschaft vorüber sey; daß die Menschen die alten Bedürfnisse nicht mehr so sehr fühlen, daß sie dafür mit neuen bekannt geworden, kurz, daß sie schäzen, was sie brauchen. In den ersten Zeiten Roms blühten keine Wissenschaften. Im Orient blühen sie noch weniger, denn wozu waren oder sind sie in diesen Verfassungen gut. Der Geist des mitlern Zeitalters hat ausser der Kirche sehr schwache Bedürfnisse darnach veranlaßt. Solang andere lebhaftere, dringendere, gegenwärtigere Bedürfnisse vorhanden sind, so lang ist alle Mühe, alles Beweisen, alles Aergernis umsonst. Die Menschen brauchen dich nicht, was hilft nun dein Aufdringen? Wer eine Würkung verlangt, wo die Ursache mangelt, der ist ein Thor;

er

er sollte vielmehr denken, wie er dieses fehlende Interesse gebe, und wenn er das nicht kann, und seine Zeiten thöricht sind, so weiche er diesen Zeiten, und ihrer Thorheit, die ihn unterdrüken würde. Er freue sich vielmehr, daß er nicht ist, was er an andern verabscheut. Was in iedem Land, und in iedem Zeitalter gesucht und geschäzt wird, sey ihm sein Maasstab, nach welchem er den Verstand und die Moralität seiner Zeitgenossen bestimmt. Wenn also höhere Kenntnisse und Tugend nicht gesucht werden, so mus der Vortheil nicht gros seyn, den beide gewähren: so müssen andere dringendere Bedürfnisse den Kopf und das Herz unsrer Zeitgenossen füllen: so mus es durchaus an Kennern mangeln, und wie kann dich sodann diese Verachtung quälen, die du erfahrst? Diese Verachtung ist vielmehr deine Ehre. Du wärest einer wie sie, wenn sie dich ehrten, und das willst du nicht seyn, und willst, daß sie dich ehren, daß sie schäzen, was sie nicht kennen, daß sie suchen, was sie nicht begehren? Wessen ist die Schande, ihr, oder dein? Der Mann unter den Kindern zu seyn, wem bringt das Schande? Wenn die,

die um dich sind, alles Ernsthafte und Grosse vorbei gehen, um nach der Schelle, oder Klapper zu greifen, wie kann dir das schaden? — Schau diesen unersättlichen Reichen. Seine ganze Seele ist ein einziger Gedanke, und dieser Gedanke ist — Gewinn. Alles übrige scheint ihm Thorheit. Wie kannst du fordern, daß ihm werth sey, was kein Geld bringt, was den Werth desselben herabsezt? Der Ehrgeizige, der Wohllüstling, der Hofmann, der Spieler, der Gelehrte, ieder denkt auf diese Art. Beurtheile doch ieden Menschen nach den Zweck, den er hat. Darnach richten sich die Mittel, die er erwählt, sein Haß und seine Liebe, seine Leiden und seine Freuden; diesem sind sie ähnlich. — Bringt die Weltweisheit Geld? Bringt sie Hofgunst, oder Ehre? Und du willst, daß man sie suche? Mache, daß sie dies alles gewähre, und hier hast du meine Hand, alle Welt ist sodann weise.

Der Leser.

Es ist also doch wahr, daß Weisheit um dieser Ursachen willen einen Werth habe, daß sie darum gesucht werde?

Ich.

Ich.

Das ist an sich falsch. Aber so lang Menschen so schwach sind, daß diese Triebfedern für sie allein und am stärksten anziehen, so sind auch Geld, Macht, Ehre und Unterhalt für diese schwächere das beste Vehikel und Lokspeise, um sie dafür einzunehmen. Ist einmal auf diese Art der erste Schritt geschehen, dann finden sie später nach genauern Umgang, daß Weisheit auch einen innern Werth habe, unabhängig von allen Gütern, daß sie diese unendlich übertrift. — Wo ist nun das quälende der Verachtung? Giebt die Anerkennung deines Verdienstes deiner Weisheit einen Zuwachs? Was hat Uranus verlohren, daß ihn die Vorwelt bis auf unsre Tage miskannte? hat er vordem weniger gewürkt? War darum seine Laufbahn kleiner, die er ehdem durchlaufen? So wird iede verkannte Tugend nicht weniger leuchten, Menschen mögen sie erkennen, oder nicht, sie bleibt, was sie ist, sie wächst durch ihre Verborgenheit: sie bestimmt den Ort und Stelle in dem Reich der Geister, sie wird auch nach Jahrtausenden würken, und eine reiffere Nachwelt wird bewundern, was unser Zeitalter verachtet.

Der Leser.

Wenn's nur möglich wäre, sich sogleich über alle unverdiente Verachtung hinweg zu sezen? Verachtung thut doch wehe.

Ich.

So lang äussere Ehre und Beifall der lezte Zweck sind, nach welchen du handelst. Diese Absicht mußt du nach der Stimmung unseres Zeitalters sehr oft verfehlen, und du hast folglich eine grenzenlose Aussicht auf Misvergnügen aller Art. Willst du nun diesem entgehen, so ist das Mittel in Bereitschaft: und es kommt auf dich an, ob und wie stark du dich seiner bedienen wirst.

Der Leser.

Welches wäre sodann dieses Mittel.

Ich.

Es ist einfach, und aus der Natur der Sache genohmen. Handle nach deiner Ueberzeugung und Pflicht: Mache den Beifall der Menschen weniger zum Hauptzwecke, und die Verachtung wird dich weniger quälen.

Der

Der Leser.

Das ist sehr bald gesagt. Hast du aber auch an die Möglichkeit der Ausführung gedacht?

Ich.

Wer das nicht vermag, der mag sich so lang quälen, bis ihm diese Quaal unerträglich wird. — Kennst du das gröste Hindernis aller Sittlichkeit und Tugend, die Quelle aller Verderbnis der Menschen?

Der Leser.

Deren sind mancherlei.

Ich.

Aber das Gröste und Würksamste?

Der Leser.

Das kenne ich nicht.

Ich.

Eben diesen Hang der Menschen nach Beifall, ihre so falsche Begriffe von Ehre, und die falsche Stimmung derer, welche den Beifall ertheilen.

Der Leser.

Wie so?

Ich.

Nenne mir den Menschen, der so boshaft wäre, daß er gegen das verdammende Urtheil einer ganzen Welt, aller Menschen schändlich, oder übel handeln würde? Glaubst du, daß iemand sich zu einer ungesezmässigen unerlaubten Handlung entschliessen würde, wenn allgemeiner Tadel und Verachtung die unausbleibliche Folge davon wären.

Der Leser.

Schwerlich.

Ich.

Man handelt also böse, weil das Laster Theilnehmer und Bewunderer findet? Und diese müssen die mehrere seyn, oder sie wären weniger furchtbar? Sie müssen die Gewalt in Handen haben, um ihren Beifall wichtig zu machen, um ihn mit sinnlichen Vortheilen nachdrüklich zu unterstüzen? Dies nöthigt am Ende viele andere, die eine bessere Ueberzeugung haben, gegen diese ihre Ueberzeugung zu handeln.

Der Leser.

Nicht anders.

Ich.

Hier ist der Grund des Uebels nicht blos der gegenwärtigen, auch der künftigen Generationen. — Alle unsre Erziehung zweckt dahin ab. Wir wollen keine sittliche ganz vernünftige Menschen bilden, es ist uns vielmehr darum zu thun, keine unglükliche zu erzeugen, Menschen zu erziehen, die dereinst ihr Glük machen, die geschikt sind, die Erwartungen ihrer Zeitgenossen zu befriedigen, sich durch die Fallstrike hindurch zu arbeiten, die ihnen aller Orten auf ihrer Laufbahn gelegt sind. Dazu ist nöthig, daß sie mehr scheinen, als sie sind, daß sie mehr glänzende auffallende, als reellere und höhere Eigenschaften des Geistes haben, daß sie Menschen, die allen Werth so gern nach dem äussern beurtheilen, blenden, daß sie geschikt werden, andere von sich abhängig zu machen. Oder wer kann, ohne davon das Opfer zu werden, (und wie viele haben dazu Muth?) uneigennüzig handeln, wenn alle übrige Welt ihrem Vortheile nachgeht, wenn alles darauf lauert, wie man dich

zu deinen Absichten gebrauchen kann? Wer kann sich entschliessen, offenherzig zu seyn, wo ieder den andern zu täuschen sucht? Wer wird seinen äusserlichen Aufwand vermindern, wenn ihn alle Welt nach dem, was er äusserlich scheint, behandelt und aufnimmt? Wenn er um dieser Tugend willen verachtet wird, seinen Einfluß verliert, in allen Gesellschaften zurükstehen mus? — Ein solches Hindernis aller Tugend ist der Beifall, den du suchst? — Und nun was soll man thun? Wer von allen Menschen kann sich entschliessen, sich über diesen Tadel hinweg zu sezen, und der erste zu seyn, der das so nöthige Beispiel dieser Tugenden giebt? Wer wird das thun, wenn er vorhersieht, daß sein Beispiel so wenig Nachfolger erweken werde, daß ihm vielmehr alle übrige Thorheit und Weltunerfahrenheit zur Last legen, ihn beschuldigen, daß er sich so wenig in die Sitten und das Betragen seiner Zeitgenossen zu schiken wisse? Daß man seine Mässigung im Aufwand als eine Folge seiner Armuth und seiner zerrütteten Hausumstände betrachtet? — Ein Mensch verderbt also den andern; aber welcher am meisten?

Der Leser.

Vermuthlich der, dessen Beifall am meisten gesucht wird, mit dessen Beifall auch die meisten übrigen günstigen Folgen verbunden sind, welche die Menschen so gewöhnlich am häufigsten suchen.

Ich.

Also die höheren Stände?

Der Leser.

Keine andere.

Ich.

Warum diese?

Der Leser.

Ich glaube, weil diese die Macht in Handen haben, weil diese keinen, oder sehr unwürksamen Tadel zu fürchten haben, weil die niedrigere so vieles durch sie hofen und fürchten, und um dieser Vortheile oder Schaden willen sich ganz nach ihren Absichten fügen, schmeicheln, und Handlungen beifallen, die ehe Abscheu verdienen.

 Ich.

Ich.

Aber was könnten diese, wenns keine Niedrigere gäbe, die sich sehr gern verderben lassen, welchen mit diesem Verderben gedient ist, welche, die Höhere in ihren Thorheiten und Verirrungen unterhalten, sie dafür bewundern, und darüber beneiden? Es scheint also ehe der Grund des Verderbens sey bei den niedern Classen? Durch diese werden die höhern verderbt? Diese selbst bieten freiwillig die Hände zu den Fesseln, über welche sie klagen? — Was ist nun zu thun? Tugend soll unter Menschen befördert werden. Solang der Beifall auf diese Art so ungerecht vertheilt wird, ist die Unmöglichkeit einleuchtend. Es ist durchaus nothwendig, eine Classe der Menschen mus die andere vor sich hertreiben, und zu diesem Ende vernünftiger werden. Welche sollen den Anfang machen, die höhere, oder die niedrigere?

Der Leser.

Wer einmal in dem Besiz gewisser Güter und vorzüglich der iedem Menschen so schmeichelhaften Impunität ist, der wird ehe suchen, seine Gewalt

zu erweitern als zu vermindern. Es muß ein grosses dringendes Bedürfnis entstehen, das ihn wekt, und auffordert sein Betragen zu ändern. — Dieses Bedürfnis wird er sehr schwer durch sich selbst fühlen. Es muß von aussen erwekt werden. Es muß etwas kommen, das ihn aus seinem Taumel reisset, und zur Thätigkeit bringt. Wenn Tugend unter Menschen allgemeiner werden soll, so muß von beiden eines geschehen: entweder die höhere Stände müssen anfangen, ihren Beifall vernünftiger zu ertheilen oder die niedrigere müssen weniger bewundern, was keine Bewunderung verdient.

Ich.

Du sagst, daß ieder, welcher im Besiz der Macht ist, sich sehr schwer entschliessen werde, die Schranken seiner Macht zu vermindern? Wenn nun die niederen Classen anfiengen, mehr ihre Würde zu fühlen, weniger zu schmeicheln, ihren Beifall nach Recht und Sittlichkeit zu vertheilen?

Der Leser.

Ich bin überzeugt, daß es keinen verderbten Fürsten gegeben hätte, wenn nicht seine eigene Unter-

Untergebene seine Verführer wären. Niederträchtige kriechende Schmeichler sind das gröste Hinderniß der Tugend.

Nihil est, quod credere de se
Non possit, cum laudatur, diis aequa potestas.

In dem Maas, als sich diese Pest von Menschen vermindert, wird sich Tugend und Vernunft durch alle Stände ungehindert verbreiten. Die Höhere selbst werden suchen, sich durch Thaten auszuzeichnen, die ihre bürgerliche Erhabenheit liebenswürdiger machen, und wahren vernünftigen ungeheuchelten Beifall verdienen.

Ich.

Soll das unmöglich seyn, zu bewürken?

Der Leser.

Es wäre nicht so unmöglich, wenn es weniger eigennüzige und sinnliche Menschen gäbe.

Ich.

Soll das unmöglich seyn, so ist die Sittenlehre unmöglich.

Der Leser.

Wo ist die Anstalt dazu? Welche Regierung bietet die Hände?

Ich.

Was hindert sie selbst zu machen? Jeder edle denkende Mann, dem seine Talente einen Einfluß über andere geben, hat seinen Kreis um sich, der ihn anstaunt, und sich nach ihm richtet. Dieses sein Ansehen muß er nicht zur Unterdrükung der Tugend mißbrauchen. Dies ist seine ihm von Gott aufgelegte heilige Pflicht. Was er nicht allein thun kann, das kann er durch Beiwürkung anderer bewürken. Er kann sich mit diesen in der Absicht vereinigen, um den Beifall vernünftiger zu ertheilen, um nicht genöthiget zu seyn, wider seine Ueberzeugung iede Thorheit zu bewundern. Um sich nach seiner Phantasie und Kräften, nach seiner Willkühr und Bedürfnissen kleiden zu können, ohne darüber von allen, die um ihn sind, getadelt oder verlacht zu werden. Daher entschliesse dich, sey wie sie, oder gehe zu Grund, oder vereinige dich mit deines gleichen. Sonst hast du keine Wahl. Gegen ersteres streitet höhere Pflicht und Ueberzeugung, gegen das zweite

das

das iedem Menschen so natürliche Verlangen nach Glükseeligkeit. — Was bleibt also übrig, um den Beifall zu verbessern — mit Erfolg, ohne Gefahr? Oder bedarf es dieser Verbesserung nicht? Sind wir denn wirklich so tief gefallen, daß wir nicht einmal kennen, was wir thun sollten, und so wenig vermögen? Wenn die Erziehung der bessern nicht dahin arbeitet, den Beifall nach und nach vernünftiger zu machen, so verschwinden alle Aussichten für Menschenwohl und Tugend; und wie kann das bewürkt werden, ohne Vereinigung zu dieser Absicht? Was vermag ein einziger gegen die Heere, die gegen über stehen? —— Es ist nöthig, daß man der Schwäche der Menschen, die so gern und durchaus Beyfall suchen, zu Hülfe komme, daß man das Principium, nach welchem sie so häufig handeln, unschädlicher mache, daß man ihre Aufmerksamkeit von diesen verführenden und parteyischen Richtern abziehe, und auf andere vernünftigere hinüber lenke. Unsre Menschen, die so gern gutes wollten und auch thäten, wenn sie nicht eben dadurch verachtet und unglüklich würden, brauchen andere, durch deren Beyfall sie sich gegen die Verachtung

der

der übrigen entschädigen, durch deren Hülfe sie sich gegen Unglük versichern können. Der Beyfall der Nachwelt ist für sie zu entfernt, sie verlangen nähere und unmittelbarere Belohnungen ihrer noch wenig befestigten Tugend. Dies alles kann nur durch Vereinigung mit ähnlich denkenden Menschen zu diesem Zweck geschehen: sie ertragen sodann dieses Gelächter und diese Verachtung leichter, sobald sie mehrere trift. Sobald sie sich mit dem Schiksal anderer trösten und aufrichten können. Und es ist traurig, daß es so weit gekommen ist, daß man heut zu Tag nur in Gesellschaft gutes thun, oder zu Grund gehen muß. Dieser Gedanke ist nicht neu: wir haben in unsern Tagen, wie z. B. in Coppenhagen gesehen, daß würklich solche Gesellschaften in der Absicht entstehen, um sich ungestraft, über den unverdienten Tadel seiner Mitbürger hinwegzusezen. Menschen müssen also würklich das Bedürfniß dennoch fühlen: sie müssen einsehen, daß Gutes geschehen sollte, daß noch vieles geschehen könnte, daß ieder von ihnen, einzel genommen, sich zu schwach fühlt den Anfang im Guten zu machen, daß Landesfürstliche Verordnungen in solchen Fällen,

die sich auf die Opinion, und auf gewisse falsche Begriffe von Ehre gründen, zu schwach und unwirksam seyen, als daß sie den Folgsamen gegen Verachtung und Gelächter zu schüzen im Stande wären. Dies erhält und verewigt, gegen alle Geseze, die Neigung zur Pracht und den Hang zum Zweykampf: iedes der beyden ist ein Uebel, quod in Rep: nostra et vetabitur semper, et retinebitur. —— Wenn dieser Gedanke lächerlich oder zu früh scheint, so ist das Bedürfnis noch nicht dringend genug; aber die Zeit kann kommen, wo es dringender wird. — Ich würde mehr sagen, wenn die Vermuthung nicht gegen mich wäre. Die laufende Geschichte unsrer Zeiten führt mich auf diese Gedanken. Das schleichende Gift einer abscheulichen Schwärmerei hat beinahe alle Länder von Europa ergriffen. Unser Geschmack verfällt in das übertriebene und tändelnde, unsre Wissenschaften arten in Spizfindigkeiten aus: der Geschmak des zweiten und dritten Jahrhunderts erneuert sich aller Orten, die Mysteriensucht, und der Aberglauben dieser Zeiten hat sich der meisten Köpfe bemächtiget, und ganze Heere der Verbundenen stehen im finstern da, um

die

die Barbarei herbeizuführen, und den gesunden Menschenverstand aus Europa zu verbannen. Euch, Ihr wenig unergriffene Edle, die ihr in einer unthätigen Zerstreuung lebt, ist es vorbehalten, diesem Uebel zu steuern. Sammelt euch zu diesem Ende aus eurer Entfernung, schließt euch aneinander, macht, daß ihr euch vermehrt: der irrgeführte undenkende Haufen richtet noch seine Augen auf euch. Vereinigt euch, vermehrt euch, und alle Thoren und Schwärmer werden weniger, und am Ende gar nichts vermögen. Glaubt doch nicht, daß alle Zeiten der Finsternis vorüber sind. Unsre Aufklärung und Sittlichkeit hangen von sehr wandelbaren Ursachen ab. Bei diesem sinnlichen Menschenalter, das so viel fürchtet und hoft, was es nicht fürchten oder hofen sollte, braucht es unter einer Nation nur einen einzigen Mann, der Hofnung und Furcht am unrechten Ort erweken kann, und ihr sollt sodann erfahren, was geschehen wird. Wenn alles schwärmt, wenn's doch geschwärmt seyn soll, so schwärmt doch wenigstens die edelste aller Schwärmereien — schwärmt für die Vernunft, oder ihr seyd auf lange Zeit verlohren.

So weit, lieber Leser! ist es in unsren Zeiten gekommen, daß man, um ungestraft gut zu seyn, seine Pflichten zu erfüllen, sich mit anderen verbinden muß. So verführerisch ist der Beifall, den du so sehr suchst. Aber glaube mir, die Sittlichkeit und Tugend werden diese Hindernisse nicht mehr finden, sobald Socrates und Cato, Aristides und Scipio Meister und Richter des Beifalls oder Tadels sind, sobald Menschen ihrer Art häufiger werden, sobald ich Gutes thun, und Menschen finden kann, die mich weniger belachen. Aber solang dies nicht geschieht, wird die Verachtung des Herrn aus der spottenden Mine seines Dieners hervor leuchten: deine gute Grundsäze werden durch die ewige Misbilligung endlich wanken, und es werden bei dir häufige Zweifel, sehr oft Schaam über Handlungen entstehen, die ein Socrates bewundert, in dem sie ein Hofmann verlacht. — Das glaubst du nicht? So sage mir, warum wählst du keine einfachre minder prächtige Lebensart? Warum verminderst du nicht diesen dein Vermögen übertreffenden Aufwand an deiner Tafel und Kleidung?

Der Leser.

Du hast recht; du hast mir die Antwort so eben selbst in den Mund gegeben. Ich würde verachtet, hätte weniger Zutritt, Geringere würden es mir zuvorthun, ich würde weniger vermögen, ich würde die Unterscheidung und Ehre, die mir doch so nöthig sind, nicht weiter geniessen. Man schließt von meinem Aufwand auf einen grössern innerlichen Werth. Dies alles würde ich verlieren.

Ich.

Aber dieses dein Spiel, dein Luxus und Aufwand richten dich und deine ganze Familie offenbar zu Grund, sie nöthigen dich, andere zu hintergehen, dein so heilig gegebenes Wort zu brechen. Du erschwerst und verhinderst alles Vertrauen und Wohlwollen unter Menschen. Dein Stand, auf den du dich berufst, zieht also deinen und andrer Untergang nach sich. Deine ganze Moralität kömmt in Gefahr, dein Beispiel stekt andere an, nöthiget sie sogar gleichen Aufwand zu machen, sich ebenfalls zu Grund zu richten; und so verfallen endlich Sitten, Menschen, Familien, ganze Nationen. —

Da siehst du nun die schönen Folgen, welche die thörichte Begierde nach Beifall nach sich zieht. Diese ist also die Ehre, welche du suchst? Du selbst willst zu Grund gehen, alle Thorheiten nachahmen, andere darinn übertreffen, sie in ihrem Irrthum erhalten? Du willst dieses Verderben durch dein Beispiel vermehren, weil andere dasselbige thun, weil diese ihre wahre Verhältnisse nicht kennen, weil es ein Mittel ist, die Augen solcher Menschen auf dich zu wenden, die diese deine Rüksicht am wenigsten verdienen, über deren Thorheit du selbst lachst, die du in der Stille verabscheust. — Und das alles nennst du Ehre? Und glaubst Stärke des Geistes, Klugheit, Vollkommenheit und Tugend zu besizen? — Schweig von deiner Tugend, du würdest öffentlich stehlen, oder im Narrenkleid herumlaufen, wenn es ein eben so sichres Mittel wäre, diese Ehre zu erhalten, die dir so sehr am Herzen liegt. Du willst dich zu Grunde richten, damit sich andere vor dir bücken, ins Angesicht bewundern, und sodann in deiner Abwesenheit verlachen, verachten, verleumden? Diese Menschen, lieber Freund! bücken sich nicht vor deinem Verdienst,

vor dir selbst: sie neigen sich vor deiner guten Tafel, vor deinem Glük, vor deinem vorübergehenden Einfluß, vor ihren Vortheil, den sie von dir hofen.

Vengono colla fortuna
e van con lei.

Du darfst würkliche innerliche Verdienste haben, und du hast noch sehr unrecht, wenn du sie um der äusserlichen Ehre willen erworben hast.

Ipse licet venias musis comitatus Homere,
Si nihil attuleris, ibis Homere foras.

Sey so weise als Salomon, so gelehrt als Leibniz, wenn du es um der Ehre willen bist, und es fehlen dir Reichthum und Macht, diese Gözen deines Zeitalters, wie viel glaubst du, da zu erhalten? Welchen äussern Vortheil zu ärndten? Wenn's hoch kommt, so treibt die Neugierde, und der magere Ruf deines Namens einen oder den andern eitlen oder vorwizigen Menschen zu dir. Dieser hat sich ein Ideal entworfen, wie der Mann aussehen muß, von dem das Publikum so günstig urtheilt: und nun will er dich begaffen, und erfahren, ob er sich in seiner Phantasie betrogen,

gen, und dann — wehe dir, wenn du nicht gerade so gros oder klein, gerade das Maas von deiner Nase, und die Farbe von den Augen hast, die er erwartet. Seine getäuschte Einbildungskraft wird dir diesen Streich nicht verzeihen, und sich dafür an deinen Ruhm rächen, und deine Verdienste herabsezen. Ein anderer wird dich besuchen, um sich dadurch bei andern ein Gewicht zu geben, daß er sich als den Bekannten eines Manns darstellen kann, von dem so viel in Gesellschaften gesprochen wird, so lang er abwesend ist. Auf diese Art wird dich ieder an den Wagen seiner Eitelkeit spannen, um seinen Glanz zu erhöhen. Laß diese Neugierde oder Eitelkeit befriediget seyn, und einen andern auftretten, sie werden dich wieder ausspannen, und in einen Winkel stellen, und du wirst von einem Weltwunder zum alltäglichsten Menschen herabsinken; sie werden Mängel und Fehler ohne Ende und Namen an dir finden. Ihre Eitelkeit wird sich gegen dir über stellen, und was kannst du anders hoffen, als — zu unterliegen? Sie werden finden, daß du keine Welt hast, die einzige Wissenschaft, die sie anstaunen: ieder wird an sich

Vor-

Vorzüge gewahr werden, die wesentlicher sind, und dir mangeln; Er wird sein Loth zum Pfund machen, und sich dadurch entschädigen, und über dich erheben. Du kannst sodann alles Grosse wissen, Himmel und Erde berechnen, aber man wird dich immer tadeln, daß du deinen Fus nicht so zierlich stellen kannst, als der Mann, der sich mit dir vergleicht. — Sich ehrt ieder, indem er dich zu ehren scheint. — Und nun sage mir, um wie viel bist du durch solche besser geworden?

Der Leser.

Nicht viel. Wenn es sich so verhält, wie du sagst. Mir scheint aber diese deine Schilderung zu hart. Man findet doch Menschen, welche innere Vollkommenheit um ihrer selbst willen schäzen.

Ich.

Die dieses vorgeben, und dich versichern — sehr viele. Aber laß die Gelegenheit herbeikommen, wo sich diese ihre Schäzung in Thaten zeigen kann, wo irgend ein Interesse mit in das Spiel kommt, und du sollst erfahren, wie sehr du dich getäuscht findest. Dies laß dir zur War-

nung dienen, und beurtheile niemand aus seinen Worten. Schau auf die Thaten, auf sein Betragen in entscheidenden Gelegenheiten, auf die Selbstverläugnung und Aufopferungen, deren er fähig ist; Du sollst sodann erfahren, daß ich recht habe, daß die Männer sehr selten sind, von denen du so eben gesprochen: sie sind auch ganz gewis dieienige nicht, auf welche der Ehrgeiz samt der Eitelkeit Rüksicht nimmt, denn sie glänzen zu wenig. Innere Vollkommenheit ist zwar bei Gott alles, aber in den Augen der Menschen ist sie sehr wenig, oder gar nichts, wenn sie nicht durch äusserlichen Schein erhöhet, oder unterstüzt wird. Menschen müssen von dir hoffen oder förchten, oder sie ehren dich nicht. Menschen urtheilen ganz nach ihrem gegenwärtigen Vortheil oder Schaden. Sie bestimmen deinen Werth nach der Aussicht, die du ihnen für die Befriedigung ihrer Wünsche eröfnen kannst. Alles ist ihnen unwerth, was diese nicht versichert. Wenn du dem Spieler werth seyn willst, so mußt du dein Geld an ihn verlieren, dafür wird er dich unterscheiden, und iedem Bessern, von dem er weniger für sich erwarten kann, den Rüken kehren. Wenn dich

der

der Kaufmann rühmen, und der Hofiunker ehren soll, so mußt du dem erstern viele Waaren abnehmen, und dem lezten beweisen, daß du nicht ohne grossen Einfluß bei seinem Hof seyest, sein Fürst muß dich anlächeln, oder beide verachten dich als unbedeutend, und gehen dich vorbei. Aus deinen Lobrednern und Tadlern will ich auf diese Art wissen, was du werth bist: denn es giebt Menschen, deren Lob Schande bringt, es giebt andere, deren Tadel wahrhaftes Lob ist. Jeder lobt dich nach dem Maas seines Vortheils, den er von dir hoft oder zieht. Wo dieser mangelt, da ist selbst Socrates in seinen Augen ein Thor. Er würde desselben eben so wenig erwähnen, wenn er noch lebte, wenn's nicht zuweilen nöthig wäre, einen Geschmak und Wohlgefallen an Tugend zu äussern, und bei anderen den betrüglichen Glauben zu erweken, als ob man würklich schäzte, was man sehr wenig kennt. Oder hast du ie einen Menschen gesehen, der so sehr Bösewicht wäre, daß er dafür erkannt seyn wollte? Macht, und diese Macht ganz allein ist das beste Mittel, Menschen an sich zu ziehen, und eine Schaar von Anbetern und Klienten um sich zu

versammeln. Macht allein wird geehrt, und nur Schwäche wird verachtet.

Der Leser.

Warum wird die Macht so sehr geehrt?

Ich.

Weil sie nuzen, und was noch mehr ist, gefährlich werden kann. Die Achtung, die man ihr bezeigt, ist das Lösegeld, das man ihr für seine übrige Sicherheit bringt. Diese Achtung gründet sich auf Furcht. Dies macht, daß ein Bösewicht, wenn er es einmal auf einen grossen Grad von Macht und Einfluß gebracht hat, wodurch er andern in ihrem Glük gefährlich werden kann, durchaus von allen, alle Unterscheidungen des wahren Verdienstes, selbst von denen erhalten wird, die ihn innerlich verabscheuen. Solche Menschen wissen, daß sie gehasset sind, aber ihre Macht sezt sie über die Folgen hinaus, und macht sie gleichgültig dagegen. *Oderint, dum metuant.* Dies ist der Grundsaz, nach welchem sie sich bestimmen. — Du selbst, wenn du dich erforschen willst, bist ein Despot gegen ieden, den du nicht zu scheuen hast.

hast. Du thust andern, was dir wiederfährt. Du darfst dich also weniger wundern, wenn andere ein gleiches thun, wo die Aufforderungen starke und verführende sind.

Der Leser.

Der Beweis sollte dir schwer werden.

Ich.

Du wirst doch nicht behaupten, daß du jeden Menschen nach seinen Verdiensten ehrst? Daß du niemalen gegen andere dir Behandlungen erlaubst, die du bei anderen misbilligest, wenn sie dir wiederfahren?

Der Leser.

Zum Beispiel.

Ich.

Wenn du einen gutwilligen Freund hast, bei dem du wenig Kraft und eben so wenig Widerstand vermuthest, von dem du öfter erfahren, daß er niemanden etwas zu verweigern im Stande sey, wie behandelst du ihn? — Als ein wahrer Despot. Deine Forderungen werden immer häufiger und zudringlicher, du betrachtest ihn und seine ganze Baarschaft, als

 dein

dein Eigenthum: du rechnest nicht darauf, daß er dir zwar gebe, aber mit Widerwillen gebe. Deine Forderungen bringen ihn endlich so weit daß er dein Joch abschütteln wird. Seine Verweigerungen sind dir ungewohnt, seine Wohlthaten vergessen: du findest sein Betragen, das du ihm abgedrungen, unartig und ungesellig: du überhäufst ihn mit Vorwürfen, es kommt zum Bruch, du hast nun einen Feind an dem, der dein Freund war, dessen Unkraft du verachtest, und du klagst noch über Mangel von gesellschaftlichem Gefühl unter Menschen. — Wir wollen herrschen, lieber Freund! dieser Trieb ist einer der ältesten unsres Geschlechts. Widrige Erfahrungen haben diese ursprüngliche Wildheit nur in etwas beschränkt. Wir sind gefällig gegen Mächtigere, aber bei Schwächeren fällt diese Einschränkung hinweg, und wir gebieten iedem, der zu schwach ist, uns ernsthaft zu widerstehen. Dies weist du so gut als ich, und das Betragen der Menschen mus dich täglich daran erinnern. Alle wissen es, daß Kraft geehrt, und Schwäche verachtet wird. Und wenn dir Verachtung zu Theil wird, so glaube mir, du hast

Schwä-

Schwächen gegeben, durch welche deine arglistige Beobachter nun eindringen, und daraus den Schlus ziehen, daß man dich nach Gefallen behandeln kann, ohne widrige Folgen zu erfahren. Laß iemand an Geheimnissen Theil nehmen, wodurch er dir schaden kann, laß einen deiner Freunde merken, daß er dir unentbehrlich sey — du sollst erfahren, wie sie deine Schwäche benuzen, um dich von sich abhängig zu erhalten. Dieser Misbrauch der Freundschaft und des Vertrauens hat die Verstellung und Zurükhaltung nothwendig gemacht, die endlich sich bis zur Falschheit und Hinterlistigkeit verschlimmert hat. Daher, wenn es dir an wirklicher Macht gebricht, und wenn du der Verachtung entgehen willst, so thu, was andere thun, gieb dir, so viel du kannst, den Anschein von Kraft, zeig den Menschen nicht, daß du sie fürchtest, oder sie schliessen auf deine Schwäche. Versuche es mit allen innern Vorzügen, und — sey blöde — und du sollst erfahren, daß man dir ieden vorzieht, der Dreistigkeit genug hat, in seinem Betragen mehr Kraft zu verrathen, als er würklich besizt. — Der Misbrauch dieser Ma-

xime hat alle Grosſprecherei, Windbeutelei, Eitelkeit und den Hang zum Luxus und Aufwand hervorgebracht. Alle dieſe wollen kräftiger ſcheinen, als ſie ſind, um Ehre zu erhalten, um der Verachtung zu entgehen. — Sey alſo verſichert, wenn du verachtet biſt, daß man bei dir keine Stärke vermuthet, nichts wodurch du deinem Verachter nothwendig oder gefährlich werden könnteſt. Die Tugend hat keine von dieſen Eigenſchaften, und — nun wundere dich, wenn ſie verachtet iſt: darum wird ſie weniger geehrt. Aber das Laſter iſt thätig, und zeigt durchaus von hoher Kraft, von Widerſtand, den es bezeigen wird — und es erwekt Furcht, und dieſe Furcht bringt am Ende Achtung hervor. Selbſt unter Laſtern, wenn ſie getadelt werden, fällt der Tadel minder auf ſolche, die Stärke verrathen, minder auf den Todſchlag, als Diebſtahl, der Feigheit verräth.

Nun wundere dich alſo nicht weiter. Denn man bemerkt an dir, daß man dich ungeſtraft mishandeln könne: ſogleich erwacht bei andern, die um dich ſind, das eigene Gefühl ihrer Ueberlegenheit, ihre ſchlummernde nicht gebändigte

Wild-

Wildheit wird rege; die Furcht, durch welche sie bisher zurükgehalten wurde, verschwindet, sie sehen sich in dem Licht eines Herrn, der nach Gefallen über dich gebieten kann, und — sie erlauben sich von nun an alles gegen dich.

Stärke ist der Abgott der Welt. Dies ist, was ieder sucht, was ieder fürchtet, wenn er es nicht hat, was ieder scheinen will, wenn er es nicht ist. Furcht vor dieser Stärke macht die Heuchler und Schmeichler. Gefühl von Stärke macht übermüthig und stolz, reizt die Seele zu grossen sowohl als ungerechten Thaten, macht muthig und unternehmend, und erhebt den Geist über Gefahren. Gefühl von Stärke giebt zugleich das Gefühl von Würde, es wird unter Leitung der Vernunft die Quelle der grossen und heroischen Tugenden, und verbannt alle Niedrigkeit des Geistes. Aber noch immer ist dieses Gefühl durch die Regeln einer wahren Sittlichkeit zu wenig ausgebildet; noch immer verräth es die Spuren seines rohen Ursprungs, und macht den Menschen, der keine Bande als die grosse Uebermacht kennt, sobald dieser Zwang hinwegfällt, ungerecht ungesellig und rauh.

Aber

Aber das Gefühl von Schwäche drükt den Geist nieder. Es erborgt, wo es kann, diese Hülle, und den äussern Schein von der Stärke. Es erfahrt Verachtung von allen Seiten, und sieht diese Verachtung vorher. Dies macht, daß so viele Menschen in ihren Thaten und Worten sich stärker ankündigen, als sie sind. Durch diesen Weg gelingt es ihnen öfter, manchen der den Schein vor Ernst hält, zu schreken, von ihm die Zeichen der Achtung zu erpressen, und die bevorstehende unangenehme Ausbrüche fremder Eigenliebe zu verhindern. Daher zum Theil die Dreistigkeit und das ungestümme Hervordrängen so vieler Menschen von andern, die mehr Bescheidenheit äussern. Daher sogar das Sprichwort, wer nichts aus sich macht, ist nichts. Darum drängt man sich so gerne an Grosse, um in ihrer Nähe den Schein von Ansehen und Stärke bei andern zu erweken. Darum war Bescheidenheit, diese schönste Zierde der Tugend und iedes inneren Werths, nie oder selten das Mittel, sich in der Welt zu erheben. Sie artet sogar bei vielen am Ende in Blödigkeit aus, und ein Mensch, der ewig und immer Ver-

achtung

achtung erfährt, und die Welt und seinen wahren Werth weniger kennt, wird selbst zweifeln, ob Er Vorzüge habe, bei allen Vorzügen, die er besizt. Ohne diesen edlen Stolz, den die Tugend giebt, und den Geist hebt, werden sich alle Muskeln seiner Seele zusammenziehen, alle Kräfte und Thätigkeit gehemmet werden, Unruhe und Kleinmuth werden sich seiner von Zeit zu Zeit mehr bemächtigen, bis endlich die Verzweiflung herbei kömmt.

So viel vermögen Stärke und Schwäche über die Seele des Menschen. Aus dieser Verachtung und Abneigung gegen schwache, wenn sie eine falsche Leitung erhalten, entstehen alle so gewöhnliche Mishandlungen gegen alle Menschen und Stände, die Schwäche und Niedrigkeit verrathen, aller Spott und Muthwillen gegen gefallene Günstlinge, gegen Arme und Unglükliche, gegen Kinder und Wittwen. Aus dieser Ursache finden diese aller Orten taube Ohren, sehr wenige, die für sie sprechen, und ihre Gerechtsame gegen Beleidiger vertretten, und sie gegen Unterdrükung versichern. Dies sezt die Tugend im

Unglük

Unglük herab, und verscheucht ihre Verehrer und Freunde, wenn sie angegriffen und verfolgt wird. Darum schämt sich der Dürftige seiner auch noch so unverschuldeten Armuth: dies bringt die so sonderbare Erscheinung hervor, daß mancher Nothleidende, dessen Armuth allgemein bekannt ist, sehr oft den Grossprecher macht, von seinem Wohlstand spricht, und Armuth und Hoffarth in die seltsamste Verbindung bringt, um der ihm bevorstehenden Verachtung vorzubeugen, die er aus der Behandlung an seines gleichen gewahr wird. Darum schämt man sich im Glük seiner vorigen niedrigen Herkunft: darum rühmt sich der Niedrige seiner höhern und reichern Anverwandten so gern, um dir durch diesen erborgten Glanz seine Niedrigkeit zu verbergen, und sich so gut er kann, das Ansehen von Macht zu erwerben.

Du kannst sogar erfahren, daß aus eben diesem Grund die gröste und wesentlichste Tugenden des gesellschaftlichen Umgangs, Sanftmuth, Grosmüthigkeit, Bescheidenheit, über grosse Ehrenbezeugungen, und zuvorkommende Dienstfertigkeit und Höflichkeit samt einem unbeschränkten Vertrauen

trauen und Offenheit sehr wenig erwiedert werden. Sie geben sogar Gelegenheit zur Trennung und Spaltung freundschaftlicher Gemüther, sobald sie nicht wechselweise sind, sobald sich der eine Theil darüber fühlt, diese Aeusserungen deines Wohlwollens und überflüssenden Herzens als Geständnisse deiner Schwäche, und stillschweigende Anerkennung seiner eigenen Vorzüge betrachtet, dich sodann seinen Klienten gleich stellt, minder würdigen nachsezt, am Ende mit Verachtung begegnet, und dabei unaufhörlich auf deine Gutmüthigkeit rechnet, die zu blöd ist, um Beleidigungen zu ahnden.

Der Leser.

Was ist also der menschliche Umgang? — Ein ewiges Kämpfen und Ringen nach Macht, Herrschaft und Ueberlegenheit. Das ist traurig. Wie wenig können sich die Herzen der Menschen einander nähern, wie sie doch sollten? Wer ist hier nicht zur Heuchelei, Verstellung, und Zurükhaltung genöthiget? Wo bleiben Offenheit und Vertrauen, wenn sie so sehr misbraucht werden?

Ich.

Du siehst also, daß Menschen den höchsten Grad von Kultur und Moralität noch nicht erreicht haben? Daß wir auch lange nicht sind, was wir seyn könnten. Aber auch diese Flecken wird die Zeit vertilgen. Den Vorschritten einer höhern Sittlichkeit ist diese Würkung vorbehalten.

Der Leser.

Das läßt sich doch nicht läugnen, daß Verachtung allein Einfluß und Würkungskreis beschränke.

Ich.

Ich habe dir schon oben gesagt: so würke sodann auf dich. Dieser Würkungskreis bleibt dir allzeit offen; dort am meisten, wenn er von aussen gehindert wird. Nur für den Ehrgeiz und die Eitelkeit ist er zu eng.

Der Leser.

Ich kann aber sodann doch das Gute ausser mir nicht stiften, das ich vermög meiner Kräften und Fähigkeiten hervorbringen könnte und sollte? Ich kann nicht so viel zur Verminderung

des

des moralischen Uebels beitragen, als ich wünsche. Dieses Uebel greift noch mehr um sich.

Ich.

Doch nicht durch dein Verschulden. Kann dir das schaden? Wer hat dir eine Unmöglichkeit zur Pflicht gemacht? Schon Socrates und vor ihm Pithagoras haben dem Weisen die goldene und so beruhigende Regel gegeben

Καδδυναμιν Ερδειν.

Es verräth allzeit Unvollkommenheit, und zu einseitige Entwiklung seiner Geisteskräfte, wenn man nur auf eine einzige schon gewohnte Art würksam seyn kann. Der vollkommene Geist findet sich sehr leicht in iede auch noch so ungewohnte Lage. Er findet überall Gelegenheit Gutes zu thun, und er findet sich grösser, wenn er das kann.

Ich will dir besser sagen, was dich kränkt. Du siehst den Ruhm, den sich andere durch ihren Einfluß und Würksamkeit erwerben; du wünschest es diesen gleich zu thun, wünschtest als der Urheber dieser Anstalt, als der Reformator deines

Zeitalters bekannt, und angestaunt zu werden. Du verlangst, daß alle Welt von dir spreche, dir danke, dich ehre, und deine Kraft und Klugheit bewundere. Neid und unbefriedigter Ehrgeiz vereinigen sich zu deiner Quaal. Wäre dies nicht, du würdest dich sicher mit deinem engern Würkungskreis begnügen, so gut als mit dem grösten, der dir im Grund nicht mehr gewähren kann.

Der Leser.

Ich müste mich gar nicht kennen, wenn du recht hättest. Ich wünsche zu nuzen, und ich bin mir keiner andern Absicht bewust.

Ich.

Sage, was du willst, ich habe recht.

Der Leser.

Woher weist du das?

Ich.

Weil du dich ärgerst. So oft dies geschieht, so ist ganz gewiß eine engere Absicht vereitelt: denn die einzige und wahre kann niemalen vereitelt werden. Sie kann also nie einiges Misvergnügen verursachen.

Der Leser.

Aber man ist doch vollkommener, jemehr Gutes man ausser sich hervorbringt?

Ich.

Wenn Gelegenheit und Kräfte nicht fehlen. Mangeln diese, so ist die Vollkommenheit in dem Willen. Die Thätigkeit eines vollkommenen Geistes ist auch ausser aller Gelegenheit immer dieselbige. Die Gelegenheit fordert nur auf. Diesen Willen kannst du allzeit haben, dieser hangt von dir ab, und nicht von Umständen, die nicht in deiner Gewalt sind. Ein so vollkommener kräftiger Wille, wie nach deinen Vorgeben der deinige ist, wird allzeit das Gute das Beste wollen, und in diesem Wollen selbst besteht alle Tugend. Nimm das Hinderniß, das nicht von dir, sondern von aussen kömmt, hinweg, so wirst du auch handeln. Wenn die Vollkommenheit nach der Grösse der Würkungen ausser uns bestimmt werden müste, so hinge sie von Zufällen ab, so könnte der eine mehr, der andere weniger thun, so gäbe es Lieblinge und Könige im Gutes thun. Aber nach dieser Erklärung hat der Schwächste und Aermste vor

dem Mächtigsten und Reichsten gar nichts voraus. Crassus war dazu nicht fähiger, als Jene, und Alexander nicht fähiger, als ich. Dies muste auch so seyn, oder die Vorsicht wäre ungerecht gegen einzelne Menschen.

Der Leser.

Wenn der Wille allein schon so grosse Vollkommenheit giebt, so ist alles Handeln überflüssig. Jeder sollte es sodann bei dem blossen Wollen belassen.

Ich.

Nur alsdann ist der Wille hinlänglich, wenn die Würkung nicht in unsrer Gewalt ist. Aber wo Gelegenheit ist, da muß sich der Wille in Thaten zeigen, oder er war unvollkommen, er war nicht lebhaft, anhaltend, kräftig genug. Er war nicht wie er seyn sollte.

Der Leser.

Eben dieses lebhafte Wollen quält, wenn es gehindert wird.

Ich.

Ganz gewis, wenn der Erfolg als unausbleiblich berechnet wird. Wollen über alle Möglichkeit

keit ist Thorheit, und diese quält. Es ist Beweis von einem Irrthum und Uebereilung des Verstandes, der gewisse Dinge für möglich, für gewisser gehalten, als sie sind, und erfolgen. Der Verdruß, den du fühlst, ist die Folge und Strafe dieses Irrthums.

Der Leser.

Dazu wäre nöthig, niemalen zu irren, und zu diesem Ende den ganzen Zusammenhang aller Dinge deutlich einzusehen. Welcher Mensch vermag das?

Ich.

Keiner. Aber eben darum ist auch niemand durchaus von allem Schmerz befreyt, und das kann und darf nicht seyn, oder aller Reiz zur Thätigkeit ist verlohren. Die Philosophie soll also nur so viel würken, sie soll durch wachsende Einsicht, durch Läuterung und Besserung unsres Verstandes den Schmerz vermindern. Diese Annäherung ist iedem nach seinem Maas möglich, und wird aus weisen Absichten der Vorsicht nach dem Plan der Welt bei allen ohne Ausnahme, doch bei dem einen früher bei dem andern später.

Dazu brauchen wir selbst hier keinen alle gemeine Kräfte übertreffenden mühsamen Unterricht. Die Mittel dazu sind uns sehr nahe gelegt. Jeder unangenehme Eindruk ist hierinn unser Lehrer. Dieses erinnert uns, daß eine Gelegenheit vorhanden sey, unsre Erkenntniß zu berichtigen, einen Irrthum abzulegen, die entgegengesezte Wahrheit zu finden, und dadurch unser Vergnügen zu vermehren. Denke das Gegentheil von dem, was dich schmerzt, und du hast die Wahrheit gefunden, du weist sodann, was der Zusammenhang des ganzen Weltalters erfordert. Durch diesen Weg offenbaren und verrathen sich iedem Menschen, der diesen Wink befolgt, die Absichten der Vorsicht. In dieser Sprache spricht Gott zu iedem Herzen, und zeigt ihm ihn der Nähe die Mittel zu seiner Genesung. Durch diesen Schmerz fordert uns die Vorsicht auf, den Blik in uns selbst zu werfen, die Quelle des zum Grunde liegenden Irrthums zu erforschen, um das gegenwärtige Unangenehme bei einer wiederkommenden ähnlichen Gelegenheit weniger zu fühlen. — Und nun

denke

denke ich, kann ieder Unbefangene rufen, welches Gut ist der Schmerz! wie herrlich ist die Welt! wie gefährlich für die Tugend und Wahrheit ist ein immerdauerndes ununterbrochenes Glük! wie wahr ist der Ausspruch des grösten Weisen: **wen ich liebe, den züchtige ich.**

Und nun lieber Leser! laß uns zu deiner Erleichterung diese zerstreute Säze sammeln, und in ein Ganzes ordnen: laß uns versuchen, wie weit die blosse Vernunft gehen, auf welche Art sie sich diese Gegenstände vorstellen könne.

Ich gehe zu diesem Ende von einer beinahe allgemein anerkannten Wahrheit aus. Es ist ein Gott, und dieser Gott ist Urheber dieser Welt. Mit ienen, die Stolz oder Thorheit und Blindheit genug besizen, um sein Daseyn zu läugnen, spreche ich hier nicht. Auch nur an die Verehrer eines einzigen Gottes geht meine Rede. Alle geläuterte Begriffe von diesem Wesen führen dahinaus, daß er alle Geschöpfe unendlich übertreffe, daß Er ganz Güte und Realität ohne

allem nur dem geringsten Mangel, ganz reinste lauterste höchste Vollkommenheit sey. Dies glaube ich, wirst du mir zugestehen?

Der Leser.

Sehr gern. Entweder ist kein Gott, oder dieser Gott ist höchst vollkommen.

Ich.

Es muß also auch wohl in ihm die höchste und ungehindertste Kraft und Würksamkeit seyn?

Der Leser.

Unthätigkeit kann unmöglich eine Eigenschaft eines höchst vollkommenen Wesens seyn.

Ich.

Also auch die höchste Würksamkeit ausser sich?

Der Leser.

Sonst wäre seine Würksamkeit nicht die gröste.

Ich.

Diese höchste Kraft wird also ausser sich so viel hervorbringen, als möglich ist? Es muß in ihrem

ihrem Wesen liegen, Schöpfer zu seyn? Ein Gott ohne Welt, und eine Sonne ohne Licht müssen gleich undenkbare Dinge seyn? Die mosaische Cosmogenie kann daneben gar wohl bestehen; denn dieses Ganze kann unendliche Zeit vorher würklich gewesen seyn, ehe es in der Reihe seiner Entwiklungen diese Form erhalten, von welcher dort die Rede ist.

Wenn aber die Ursache dieser Welt so unendlich vollkommen ist, so soll diese ihre Vollkommenheit nicht allein aus der Grösse, sondern eben so sehr aus der Güte ihrer Würkungen erkannt werden. Und hier stossen wir auf die verworrenste und zugleich wichtigste aller Fragen, auf den Ursprung des Uebels. Diese Frage beschäftiget seit Jahrtausenden die Köpfe aller weiseren Menschen. Alle Religionen sind darauf gebaut, und die meiste Erklärungsarten verwirren diese Frage selbst noch ungleich mehr, als sie solche erläutern. Man weis, was so verschiedene ältere Völker darüber gedichtet, und die neuere und ältere Mystiker darüber getraumt haben, um diese Frage zu entscheiden. Man kennt

das

das gute und böse Principium der Perser, den Streit des Ahriman und Ormuzd, des Typhon und Osiris bei den Egyptiern, die Büchse der Pandora bei den Griechen, die Schwärmereien der Kabbalisten und der Alexandrinischen Schule, so wie der Gnostischen Partheien; aber der gesunde Menschenverstand sieht an ihnen nichts weiter, als nichts erklärende Allegorien, Hypothesen, unglükliche Verirrungen und fruchtlose Bemühungen einer nach Licht und Wahrheit strebenden Vernunft. Alle wurden häufige Uebel dieser Welt und der Menschen gewahr, sie sahen kein Mittel, sie mit der Güte und Vollkommenheit Gottes zu vereinigen, und sie nahmen zu Erdichtungen ihre Zuflucht, um doch lieber etwas falsch als gar nichts zu wissen.

Wenn also Gott die vollkommenste Ursach ist, wenn es unmöglich ist, daß eine Realität der Grund einer Negation oder eines Uebels werde, wenn die Würkungen ausser Gott so gut und vollkommen seyn müssen, als möglich ist, um Würkungen eines Gottes zu seyn, so denke ich, kann man nur auf zwei mögliche Erklärungsarten verfal-

verfallen. Diese Uebel sind entweder gar keine Uebel, oder sie sind nicht von Gott.

Der Leser.

Wenn ich nun die lezte Erklärungsart annehmen wollte?

Ich.

So würdest du dich genöthiget sehen, eine andere Quelle nahmhaft zu machen. Du möchtest nun diese in dem Menschen selbst, oder in der Materie, oder in mittlern Naturen, z. B. in Daemonen, einem Ahriman oder Typhon, oder sonst irgendwo suchen müssen. Du würdest sodann eingestehen müssen, daß es entweder zwei unabhängige Wesen ein gutes und böses gebe, welches leztere seine eigene von Gott unabhängige Existenz hätte: oder du würdest alle Schwierigkeiten nur um ein Glied weiter hinaussezen, und am Ende Gott doch noch zum Urheber des Bösen machen. Es würde noch allzeit die Frage entstehen, ob Gott diese Uebel nicht vermindern könne, oder wolle. Im ersten Falle würdest du seine Allmacht, im zweiten seine Güte verläug-

nen müssen. Du würdest dich genöthiget sehen, zu einer Erdichtung oder Hypothese deine Zuflucht zu nehmen, bevor du es ernstlich und kräftig genug versucht hattest, die Natur des Uebels auf eine andere der Würde Gottes und des Menschen angemessenere Art zu erklären.

Wenn also diese Uebel weder von Gott, weder von einem andern Wesen ausser ihm sind, so bleibt nichts übrig, als diese von uns so genannte Uebel sind gar keine Uebel.

Der Leser.

Aber wie wollen wir dieses beweisen? Dieser Behauptung steht unsre eigene tägliche Erfahrung zu sehr entgegen.

Ich.

Laß sehen, ob du recht hast?

Wenn diese Welt Gottes Werk ist, so müssen in ihr alle Theile in der grösten Ordnung und Harmonie zusammen seyn, und auf einander folgen: iede Begebenheit muß als Mittel, und als unfehlbares Mittel zum besten allgemeinsten Zweck führen. Kein Theil muß in dieser Absicht

den

den andern hindern, sondern alles muß ihn unausbleiblich befördern.

Der Leser.

Wenn ich dies läugnen wollte?

Ich.

So würde ich dich fragen, woraus du den guten und schlechten Regenten eines Landes, die Vollkommenheit eines Baumeisters, eines Uhrmachers, eines ieden Mechanikus erkennst?

Der Leser.

Ich würde antworten, aus der Anordnung und dem Verhältniß der Mitteln und Theile zu ihrem Zweck und Ganzen.

Ich.

Und wenn dieses widrig und unschiklich wäre, so würdest du sagen, der Regent, der Baumeister ꝛc. ꝛc. seyen schlecht und unvollkommen. Wenn nun dieses der Fall in der Welt wäre, woraus wolltest du die Vollkommenheit ihres Urhebers erkennen?

Der Leser.

Es würde mir genug seyn, daß der gröste Theil der Welt sehr vollkommen geordnet sey.

Ich.

Ich.

Aber der Gott wäre noch grösser, der alle Theile ohne Ausnahm auf das beste so geordnet hätte.

Der Leser.

Ganz gewis, aber ob es möglich wäre?

Ich.

Scheint dir die Welt ein einziges Ganzes zu seyn?

Der Leser.

Das ist sie.

Ich.

Das konnte also nicht anders seyn. Denn so bald gewisse Theile dieser Welt nicht zu den Weltzweck passen, oder ihn hindern, so ist die Welt kein Ganzes, so haben wir zwei Welten. Theile die befördern, andere die hindern.

Es müssen sich also alle Theile dieser Welt dahin vereinigen, ein Ganzes zu machen? Kein Theil darf diesem gemeinschaftlichen Zweck auf einige Art hinderlich seyn?

Der Leser.

Ich kann das nicht laugnen.

Ich.

Du glaubst doch auch, daß der Weltzweck etwas grosses und gutes sey?

Der Leser.

Von Gott laßt sich unmöglich etwas anders, als das höchste Gute erwarten.

Ich.

Du glaubst auch, daß niemand so sehr als Gott im Stande sey, die richtigste und sicherste Anstalten zu treffen, die zu diesen Zweck führen?

Der Leser.

Auch das glaube ich.

Ich.

Wenn nun alle Begebenheiten Theile dieser Welt sind, wenn sie alle zu den Weltzweck sicher und unausbleiblich als die beste und weiseste Mittel geordnet sind, wie kannst du sie bös nennen? Wo sind die Uebel? Mußt du nicht eingestehen, daß alle Theile der Welt samt ihren Würkungen gut, vollkommen, vortreflich seyen, oder du lästerst Gott?

Der Leser.

Es halt schwer, das Gegentheil zu behaupten.

Ich.

So ist es also auch wahr.

Jedes Ding der Welt ist in iedem Moment seines Daseyns so gut und vollkommen, als es der Zweck der Welt und seine gleichzeitige Lage mit den übrigen erfordern.

Jedes Ding ist in iedem Moment seines Daseyns, was es seyn soll.

Die anscheinendste Unvollkommenheit eines Dings, in einem gewissen gegebenen Moment, unter dieser Rüksicht, ist unter dieser Beziehung und Rüksicht nicht Unvollkommenheit oder Mangel, sondern die möglich gröste Vollkommenheit, der es in diesem Moment fähig war.

Der Leser.

Und warum nennen wir es sodann ein Uebel, eine Unvollkommenheit?

Ich

Ich.

Da Menschen dieses innerliche so wesentliche Verhältnis der Dinge zum universal Zweck nicht allzeit einzusehen im Stande sind, da diese ihre Unvermögenheit selbst höchst nöthig ist, um die auf ihr sich gründende noch ferner nöthige Veränderungen hervorzubringen, so urtheilen diese Menschen von der Güte und Vollkommenheit des Ganzen sowohl als seiner Theile nach engern Beziehungen, Verhältnissen und Interessen, nach dem Einfluß, den diese Dinge auf ihre dermalige Wünsche und gegenwärtigen Zustand haben; und in so fern, obgleich alles in der Welt gut ist, indem es mit dem Besten aller Zwecke übereinstimmt, so finden Menschen doch Mängel, Uebel, Unordnungen, Zerrüttungen in dieser Welt. Sie nehmen daher Gelegenheit, die Weltbegebenheiten in gute und böse einzutheilen: sie werden um so mehr Uebels daran finden, ie enger der Gesichtspunkt ist, nach welchem sie urtheilen. Diese Urtheile selbst sind das untrüglichste Kennzeichen von ihrem Karakter, von ihrer Gemüthsruhe, von dem höhern oder mindern Grad ihrer Aufklärung und Weisheit; das un-

trüglichste datum für Menschenforscher, ihre Gedenkungsart und Ideenreihe zu erforschen.

Das Böse in der Welt hätte also einmal seinen Ursprung aus der so nöthigen Verschiedenheit der Gesichtspunkte und Interesse, aus der Vergleichung jeder Dinge mit denselben. In so fern diese Gesichtspunkte allgemein und übereinstimmend sind, giebt es gar keine Uebel.

Der, so behauptet, daß etwas in der Welt ein wahres Uebel sey, muß erweisen, daß es den Zweck der Welt, die Glükseeligkeit nicht eines oder mehrerer, sondern aller Wesen, nicht für diesen Augenblik, sondern auf alle noch so entfernte künftige Zeiten hindere; daß diese Begebenheit, die für diesen, für dieses Land ein Uebel ist, zu keiner Zeit, in keiner Zukunft eine reiche Quelle seines Glüks werden könne: und dann erst, wenn er dieses erwiesen, mag er mit Grund sagen, daß etwas ein Uebel sey.

Wenn

Wenn sodann weiter die Uebel die Quelle alles Misvergnügens sind, so verschwindet auch alles Misvergnügen mit ihnen, als die Folge mit ihrer Ursache. Und wenn der Egoist, der, so alles auf sich bezieht, diese Uebel am meisten sieht, weil sich die wenigste Gegenstände und Begebenheiten zu dieser seiner Absicht vereinigen, und folglich ihm als böse erscheinen müssen, so bestraft sich auch der Egoismus am meisten und empfindlichsten. Und wenn mit der Erweiterung unsres Gesichtspunktes, mit der Liebe unsrer ganzen Natur, mit dem Zusammenfliessen in und mit allen Wesen sich die Uebel und folglich die Misvergnügen aus der Welt verlieren, wenn Glükseeligkeit der Zustand des Geistes ist, der in der Welt des Vergnügens mehr, und des Misvergnügens immer weniger empfindet, und der Uebel beständig weniger und weniger sieht; So muß auch nothwendig und ganz allein unsre Glükseeligkeit mit der Aufklärung, mit der zunehmenden Gleichgültigkeit gegen engere Bande und Verhältnisse, mit der gehörigen Schäzung von dem Werth

der Güter, und mit der zunehmenden Erweiterung unsers Gesichtskreises beständig vermehrt werden. So ist auch ganz gewis, iedes Misvergnügen das untrüglich verrathende Merkmal eines für diesen Fall eingeschränkten Kopfes, und eines eigennüzigen Herzens.

Der Leser.

Wenn also die Welt durchaus vollkommen ist, wie kann ich sie von ihrem Urheber unterscheiden? Beide sind nach deinem Vortrag vollkommen.

Ich.

Diese Welt ist gut, vollkommen, weil sie Gottes Werk ist. Aber ihre Vollkommenheit ist nicht die Vollkommenheit Gottes: von dieser ist sie gänzlich unterschieden. Sie hat eine eigene ihrer Natur ganz allein angemessene Güte und Vollkommenheit. — Denn da Gott nur einzig ist, die Würkung selbst nicht ist, folglich von ihr unterschieden werden muß: da es eben darum unmöglich war, einen andern Gott hervorzubringen, und doch anbei seine Würkungen ausser ihm nicht vollkommen, sondern so vollkommen seyn müssen,

als

als es nur seyn kann; da wir sehen, daß diese Welt unaufhörlich verändert wird, und dieses in ihrer Natur und Endlichkeit liegt, so konnte sie und alle ihre Theile keine simultane Güte haben, sondern eine dieser Endlichkeit und Veränderlichkeit in möglichsten Grad korrespondirende Vollkommenheit. Diese aber ist keine andere als successive Vervollkommnung, oder Perfektibilität, und alle Dinge ausser Gott sind perfektible Dinge. Und folglich wird die Welt samt ihren Theilen zwar unaufhörlich, aber nie in's schlechtere, sondern allzeit in's bessere verändert. Dadurch allein werden Unvollkommenheiten, die von endlichen Wesen untrennbar sind, unschädlich, Gott hat von ihnen den bestmöglichen Gebrauch gemacht, sie werden sogar zur Quelle des Guten und der Vollkommenheit.

Diese Perfektibilität der Dinge macht nun, daß die Menschen die Weltveränderungen abermal in gute oder böse abtheilen, wenn sie ein Ding vergleichen, mit dem, was es seyn

könnte, noch werden soll, was andere schon sind, so nennen sie es unvollkommen, bös. Sie schreiben dem Kind in Vergleichung mit dem Jüngling und ausgebildeten Mann Unvollkommenheiten zu. Aber sie bedenken nicht, daß ein Kind selbst als Kind sey, was es in dieser Lage und Alter seyn kann oder mus, daß es aufhören würde, ein Kind zu seyn, wenn es mehr wäre. Vergleichen sie im Gegentheil etwas mit seiner eigenen vorhergegangenen noch grössern Unvollkommenheit, oder mit noch mangelhaftern Wesen, so nennen sie es besser, vollkommner. Gut und bös sind also relativer Natur, sie sezen eine Vergleichung voraus: alles kömmt auf den Maasstab an, nach welchem diese Vergleichung geschieht. Sie drüken das Urtheil aus, das wir in Rüksicht auf diese oder iene Beziehung gefällt; sie zeigen den Ort und Gesichtspunkt an, aus welcher wir diesen Gegenstand betrachtet haben. Dieser Gesichtspunkte und Maasstabe sind unendliche; daher die Verschiedenheit der Meinungen über die Beschaffenheit der Dinge. In diesem Sinn ist es also auch wahr, daß etwas gut oder bös sey,

obgleich

obgleich an sich nach dem allgemeinsten und höchsten allein richtigen Gesichtspunkt alles gut ist; so wie an sich nichts klein oder groß, nichts stark oder schwach ist, sondern alles erst durch die Beziehung auf andere Gegenstände, mit welchen diese Vergleichung geschieht, diese Benennung erhält.

In so fern wir also diese perfektible Welt im Heruntersteigen betrachten, auf das, was sie vordem war, so ist sie vollkommner, besser. Dafür verbürgen sich Vernunft und Erfahrung, wie ich dir beweisen werde, wenn wir uns wieder sehen. In so fern wir an ihr untersuchen, was sie würklich ist, so ist sie gut. In so fern wir Rüksicht nehmen auf das, was sie noch werden kann, und noch werden mus, wäre sie unvollkommen: wenn es nicht in dem Wesen der Welt, und aller ihrer Theile läge, von niedern sich zum höhern ohne alles Hindernis hinaufzuarbeiten. Und immer wachsende Vollkommenheit, ungehinderter Fortgang von dem in iedem Moment Besten zum abermal Besten kann unmöglich Unvollkommen-

heit seyn; oder diese Unvollkommenheit entsteht daher, daß es unmöglich ist, Gott zu seyn; Nur allein in Vergleichung mit Gott ist diese Welt unvollkommen, denn sie ist Gott nicht.

Hier hast du also nun zwei Quellen des Bösen in der Welt. Beide gründen sich in der Art sich die Welt vorzustellen; beide sind relativ, und verändern sich mit dem Gesichtspunkt, und zeigen iedes Uebel in einer besseren Gestalt: und ich glaube sogar, alle Uebel lassen sich auf diese beide Gesichtspunkte zurükführen. Und wenn diese Erklärungsart, leicht, faßlich, natürlich, tröstend, und Gottes würdiger ist, wozu brauchst du deine Hypotesen, die Gott und deine Natur herabsezen, dich nicht besser machen, und oft bis zur Verzweiflung treiben.

Nun laß uns noch weiter schliessen, diesen Wink noch weiter verfolgen.

Wenn nun diese Welt perfektibler Natur ist, so ist sie in keiner Periode ihres

Daseyns, was sie seyn kann, was sie einst seyn soll. Sie hat folglich wie ieder ihrer Theile niedrigere Stuffen von denen sie ausgeht, welche sie nach dem in der ganzen Natur so sichtbaren Gesez der Kontinuität alle ohne Ausnahme durchlaufen mus, bevor sie zu einer höhern Vollkommenheit gelangen kann. Diese niedrigere Stuffen heissen bei uns nach unsrem engern Gesichtspuukt Uebel, Mängel, Gebrechen. Diese waren beim ersten Entstehen eines Wesens von seiner Natur unzertrennlich. Dieser Uebel, Mängel und Gebrechen hat iedes Wesen in iedem Moment seines Daseyns so viele als ihm noch zur Erreichung seiner höhern vollständigen Natur an Vollkommenheit mangelt. Wenn diese Mängel keiner Verminderung fähig wären, dann nur allein verdienten sie den Namen eines wahren Uebels.

Unter den vielen unzählbaren Dingen, die wir kennen und erfahren, die um uns sind oder waren, finden wir kein einziges, das ganz vol-

kendet

lendet wäre. Daher ist noch alles wachsende Kraft. Nichts in der Welt, die Welt selbst ist noch nicht vollkommen. Aber ihre Bestimmung ist der Vollkommenheit immer näher zu kommen.

Aber wenn diese Welt Mängel hat, und dabei nach ihrer Natur ein perfektibles Wesen ist, so sind diese Mängel in ihr blos um vermindert zu werden. Dazu mus sie alle Anlagen und Anstalten enthalten.

Der Leser.

Nun kommt es darauf an, ob du unläugbar beweisen kanust, ob sie diese Anlagen und Anstalten würklich enthalte.

Ich.

Diese Anlage und Anstalten zur Verminderung ihrer Mängel und des Uebels sind würklich in ihr enthalten. Diese Uebel und Mängel vermindern sich nothwendig

1) Durch

1) Durch die Bedürfnisse, so sie bei allen empfindenden Wesen erweken, durch den Schmerz und unangenehmen Eindruk, den sie bei allen verursachen.

2) Durch den Trieb und die Einrichtung unsrer Natur, allen unangenehmen Eindruk zu entfernen.

3) Durch die daher erfolgende Anstrengung unsrer Kräfte.

4) Durch die eben dadurch bewürkte Uebung und Entwiklung derselben.

5) Durch die damit unzertrennlich verbundene Vervollkommnung unsres Geistes, und unsrer höheren Kräfte.

Also sind Uebel in der Welt, um unsre Kräfte zu üben, uns dadurch vollkommner zu machen, und in's bessere zu verändern.

Dieses höhere bessere, so wir dermalen kennen, ist Geisteskraft, sind vorstellende denkende Wesen. Folglich geht die Welt von dieser Unvollkommenheit aus,

es

es sind noch immer so viele Mängel in ihr, um so viele, und so hohe denkende Kräfte zu entwikeln, als der Zweck und der Zusammenhang des Ganzen erfordert.

Und wenn nun durch Bedürfnisse und Uebel unser Geist vorzüglich in Thätigkeit versezt wird, diese Thätigkeit allein Leben unsers Geistes ist, und seine Vollkommenheit darinn besteht, von den Eindrüken der Dinge auf uns und ausser uns so wenig als möglich abzuhangen, sich von den leidenden Gefühlen loszureissen, entgegen zu würken; so haben alle Uebel der Welt die Eigenschaft, diesen Zweck der Welt nicht nur allein nicht zu hindern, sondern vorzüglich zu befördern: sie sind folglich für ieden, der sie gehörig benuzen kann, wünschenswerthe und vorzügliche Güter.

Die Vorsicht hat solche weislich nur ihren Lieblingen in einem grossen Maas zugedacht, um nach den Plan der Welt ihren Geist früher zur

Reife zu bringen, um sie, statt der so gefährlichen und iede Geisteskraft einschläffernden äusserlichen Güter, zu entschädigen: und die Tugend keines Menschen ist bewährt und zuverlässig, ehe er sich in Gelegenheiten, Unglük und Gefahren gezeigt und geübt hat. Beständiges Glük ist wahrhaftes Unglük; so wie die beständige zu grosse Güte eines Herrn und Vaters Diener und Kinder zuverlässig verdirbt. Es wird noch lange dauren, bis die Zeit kömmt, wo ieder seiner innern Herzensgüte folgen kann, ohne andere dadurch zu verderben, sie leichtsinniger und unsittlicher zu machen.

Diese Uebel und Schwierigkeiten sind die Schule, in welcher sich grosse Geister bilden, und die nöthige Erfahrungen sammeln; die Welt selbst ist ein grosses ungeheures Erziehungshaus, und der ganze Lauf der Welt pädagogisch, eine allgemeine Erziehungsanstalt.

Geister sind der Endzweck der ganzen Schöpfung: und es giebt etwas,

das

das wir Materie nennen, weil es Geister geben soll. Alles ist Mittel, um Geisteskraft zu entwiklen, alle Vorfälle und Erscheinungen zwecken dahin ab. In dem Zusammenhang dieses Weltalls sind der Starke und der Schwache, der Reiche und der Arme, der Unterthan und der König, der Unwissende und Gelehrte nichts weiter als Wesen ganz von demselbigen Ursprung und Art, die sich für die Zukunft entwikeln. Und der Werth der Materie (sie sey nun Erscheinung oder reel) besteht in der Fähigkeit, diese Geisteskraft zu reizen, und der Vollkommenheit näher zu bringen. Sie hat die Eigenschaft, sinnliches Vergnügen und körperlichen Schmerz zu erweken, und Menschen haben die entsprechende Fähigkeit, das eine zu suchen, und das andere zu fliehen, weil diese beide Mittel und Triebräder sind, empfindende denkende Wesen in Thätigkeit

zu

zu versezen. Vergnügen ist also Mittel, nicht Zweck. Jede Geistesvollkommenheit würkt Vergnügen, aber nicht iedes Vergnügen würkt Vollkommenheit des Geistes.

Uebel sind also die Stuffen, durch welche wir uns in dem Reich und Gebiet der Geister in der uns wartenden Zukunft auf eine sehr unterscheidende Grösse über andere hinaufarbeiten sollen. Dürftigkeit, Verleumdung, Verachtung, Niedrigkeit verschlimmern den Zustand unsrer Seele, unsren innern Gehalt nicht, sie erhöhen ihn vielmehr. Diese durch sie bewürkte Erhöhung und Erleuchtung wird uns dann erst am meisten nuzen, wenn uns alles äussere verläst, und innerer Werth allein für unser künftiges Daseyn entscheiden wird. Menschen können mir unrecht thun, sie können mich verkennen, und sie thun mir dadurch gutes, sie treiben mich in mich selbst zurük. Ich kann dabei ruhig, zufriedner, und für die Zukunft seeliger seyn, als sie es sind. Darum Ihr Uebeln, wenn mir alles Aeussere mangelt, seyd ihr meine Güter!

Wenn die Natur dieser Welt erfordert, daß sich alles in's Bessere verändere, also auch diese Erde. Einen Blik zurük in die Vorwelt. Wie sehr hat sich nur seit ungefähr zwei tausend Jahren ihre Oberfläche durch die Kunst und Industrie der Menschen in's Bessere verändert? Welche Wildnisse sind ausgereutet und nunmehro blühende Wohnsize der Menschen? Wie sehr haben sich diese einander genähert und vermehrt? Aber kaum ist noch die Hälfte der Arbeit geschehen; und doch ist schon das Klima so vieler Erdstriche gemildert, und die fortschreitende Inklination der Elliptik zum Aequator läßt eine dritte Bewegung der Erde vermuthen. Das Zusammenfallen dieser beiden Kreise verspricht der ganzen Erde nur zwei Jahrszeiten, einen fortdaurenden Sommer und Frühling. Der Winkel dieser beiden Kreise war also vordem stumpfer, vielleicht von 45 oder mehrern Graden? Und wie viel liesse sich aus dieser Voraussezung für einen ältern Zustand der Erde folgern? Ich möchte gern eine Vermuthung wagen, aber ich laufe Gefahr, eine grosse Dummheit zu sagen, denn ich bin kein Astronom. Wäre es denn so ganz

unmöglich, daß einst in sehr entfernten Zeiten die Elliptik durch beide Pole gegangen wäre, und den Aequator in einem rechten Winkel zu 90, 0 durchschnitten hätte: mir scheinen die in den kältern Zonen unsrer Erde so häufig gefundene Versteinerungen und Knochen von Thieren aus wärmeren Himmelsgegenden diese Vermuthung zu unterstüzen. Vielleicht war diese die erste und ursprüngliche Stellung unsrer Erde? Vielleicht war ein gählinger durch die Annäherung eines Kometen verursachte Umschwung und Verrükung aus der vorigen Lage die Ursach von den grossen Verwüstungen unsres Erdballs durch Wässer, deren Spuren wir noch überall finden? — Dies sind freilich nur Vermuthungen, aber sie sind doch immer so viel werth, als die wieder auflebende schwärmerische Einfälle von einem tausendiährigen Reich.

Die Vollkommenheit des Ganzen entsteht aus der Vollkommenheit seiner Theile, und einer dieser Theile, der Erste den wir kennen, ist **unser Geschlecht. Also auch dieses wachset unaufhörlich an Vollkommenheit.**

Immer mehrere Menschen gehen aus der Wildheit hervor: immer werden ihre Bedürfnisse häufiger und feiner; beinahe alle Völker der Erde stehen in einem nahen wechselweisen Verkehr: immer erhalten mehr Dinge einen Werth: immer werden neue Entdekungen gemacht, deren wohlthätiger Einfluß sich über Erde und Menschen verbreitet: immer von ieder Zeit zur andern werden obgleich langsam gute Grundsäze herrschender, allgemeiner, und gehen in die Denkungsart ganzer Völker über, und mildern ihre Sitten: immer vervielfältigen sich die Mittel zur Erkenntnis und Wahrheit.

Von diesem ganzen Geschlecht, dessen noch ein sehr hoher Grad von Vollkommenheit wartet, bin auch ich ein Theil. Jeder einzelne Mensch ist es auch. Keiner von allen, die vor mir waren, hat hier unten seine Rolle vollendet, und doch sind wir alle zur Vollendung bestimmt. Wir sind etwas, aber in Vergleichung mit dem, was wir werden können, sind wir nichts. Unser Hunger nach Wahrheit ist erwekt, und wie wenig gestillt? Wenn keine fortdaurende vorstel-

lende

lende Kräfte in der Welt sind, wenn wir selbst nicht eine derselben sind, so ist alles nur halb, so ist alles ohne Zweck, so sind die gröste Gegenstände des Wissens ohne Wesen, die sie erkennen: so hören wir gerade da auf, wo es erst der Mühe werth wäre zu seyn: also muß ich fortdauren, meine Hülle und Erdenform überleben. Ewiger Tod und Schlaf der Geister sind in einer Welt, wo alles lebt, würkt, und sich in's Bessere entwickelt, ganz unmögliche Dinge.

Wenn in dieser Welt alles successive Entwiklung in's Bessere ist, und doch keine Würkung ohne Ursache erscheinen kann, so gründet sich alles in allem, so ist das gegenwärtige schwanger von der Zukunft, so ist in diesem Weltall alles bestimmt. So bestimmt auch mein dermaliger Zustand den Kommenden, mein Leben hier unten jenes dort oben. Ich werde also dort in dem Maas anfangen, als ich hier endige. Aber dies alles, was mich hier über meines gleichen erhoben hat, kann mir dort in die-

ser neuen Heimat nichts nüzen. Denn dies alles verläßt mich, so wie ich es verlasse, selbst mein Körper wird verwesen. Aber ich, mein Geist, wird noch leben. Dies allein, was ihm zugehört, seine Eigenschaften, seine Vollkommenheiten, die ich mir hier unten erworben habe, und nun mit mir hinüber trage, weil sie ich selbst sind, diese allein können mir vorträglich, alles übrige entbehrlich seyn. Unter diese gesammelte Geistesvollkommenheit, die erst dort ihren noch ausständigen Lohn erhalten soll, gehören dann auch diese hier unten bezeigte Geduld in so mancherlei Leiden. Diese meine Unerschrokenheit und Muth in den Gefahren, diese meine obgleich hier so oft verkannte Reinigkeit meiner Absichten, diese in mir herrschende und durch keine Unfälle erschütterte Neigung, allzeit das Beste zu thun, diese meine Selbstverläugnung, und Ergebung in den Willen der Vorsicht, diese Zufriedenheit mit meiner Lage.

Wer also für die Zukunft sorgt, wem sein dauerhaftes Wohlseyn näher liegt, als das kurze hier vorübergehende, der muß sich nothwendig

hier

hier unten Vorrath sammlen, sich nicht schämen, hier unten klein zu seyn, um dort gros zu werden, wo die Grösse bleibender und dauerhafter ist: der muß hier schon sorgen, daß es den Aeusserungen seiner Kräfte, seinen Handlungen an Vollkommenheit nicht gebreche; und wenn Geistesvollkommenheit der einzige höchste Zweck des Menschen seyn soll, so sind auch alle Handlungen unvollkommen, sezen mich im Reiche der Geister herab, die einen andern niedrigern Zweck zum Hauptzweck machen, wo Reichthum, Macht, äusserliche Ehre, Ruhe, und sinnlicher Genus als die erste und wesentlichste Güter gesucht und begehrt werden, Güter, die nur in so fern einen Werth haben, als sie die höhere nicht hindern, als sie solche befördern, oder erleichtern, als Mittel nicht als Zweck.

So nothwendig aber auch gute Handlungen für die Zukunft sind, so wenig können dort einzelne gute Handlungen entscheiden, wenn die Quelle unrein, und der Karakter unvollkommen ist, dessen Aeusserungen sie sind. Dort wird nach den Absichten, nach den Bewegungsgründen, nach dem ganzen

Karakter, nicht nach einzelnen guten Würkungen geurtheilt. Wie kann hier Genugthuung durch andere Statt haben? Wie ihre gute Handlungen meine Verbrechen vermindern, wenn ihre Werke nicht die meinige sind, wenn fremde Handlungen meine Geistes Stimmung niemalen verändern? Wenn dazu kein anderer Weg ist, als — Besserung, und Vervollkommnung meiner selbst? Wenn die Folgen meiner Handlungen, meiner grössern oder mindern Fähigkeit, den Zusammenhang und das Verhältnis der Dinge in dieser Welt einzusehen, sind und bleiben? Was kann ich blinder sehen und unterscheiden, weil andere sehen? Wie unwürksam mus meine Heuchelei seyn? Was nüzt es mir, daß ich hier dem Menschen besser scheine, als ich bin, wenn sogar meine Gedanken, und nichts so sehr als diese gegen mich zeugen und auftretten sollen? Wenn wollen so viel als gethan ist? Wie kann ich mich losmachen von den üblen Folgen, die eine unvollkommene Seelenstimmung unzertrennlich begleiten?

Diese sind nun die Grundsäze, wie sie sich zum Trost und zur Vervollkommnung des Menschen nach meinen Begriffen, nach der blossen Vernunft denken lassen. Sie können falsch seyn, aber sie verschlimmern gewis keinen Menschen, und ich denke, dies soll machen, daß diese Fehler Nachsicht, Duldung, und belehrende Zurechtweisung verdienen: sie werden vielen misfallen, die schon ein anders bequemeres Haus nach ihren Bedürfnissen bewohnen. Sie sind auch eben so wenig nicht für die Kinder des Glükes, solang die Sonne scheint, und der Sturm nicht hereinbricht. In den Zeiten der sich allein überlassenen Vernunft hat der Gedanke an Gott im Kontrast mit dem menschlichen Elend das Bedürfnis nach ihnen erwekt, sie erfunden, und erzeugt. Sie kommen aus der Schule des Unglüks, und haben manchen Leidenden mit Gott und der Natur ausgesöhnt, und sind erquikender Balsam auf jedes tief verwundete Herz. — So wie ich sie oft und lebhaft denke, so erhebt sich meine Seele. Ich bete Gott an in der Einfalt meines Herzens. Die Grösse seiner Werke sezt mich in Erstau-

nung, und ich kann ihn zärtlich lieben, weil er so väterlich für mich sorgt. Ich fühle meine hohe Bestimmung und Würde, und ich freue mich ein Mensch zu seyn. Ich sehe Gebrechen und Mängel, und ich erzürne mich nicht; ich kann sie sogar dulden und lieben, weil ich weis, wozu sie da sind, und dieser Zweck ist, mich besser und seliger zu machen. Meine Feinde erscheinen als meine Wohlthäter; Ich fühle Muth, Beruf und Kraft in mir, alle Gebrechen nach meinen Kräften zu vermindern, und ich bin ruhig, wenn der Erfolg meinen Wünschen und Erwartungen nicht entspricht. Mir ist es schon genug, daß ich alles Gute ernsthaft gewollt habe, daß der Erfolg nicht allzeit von mir, sondern von Umständen ausser mir abhangt, daß mir nichts kann zugerechnet werden, was meine Kräfte übersteigt. Ich fühle mich stark genug, iedes Uebel zu ertragen, weil es Mittel ist, mich zu meiner Vollkommenheit zu führen. Dem ewigen Wechsel von Furcht und Hofnung, von Macht und Niedergeschlagenheit bin ich weniger unterworfen; was andere so sehr suchen, kann ich entbehren; ich

begegne

begegne keinen auf seinem Wege, und ich kann niemand beneiden, daß er besizt, was ich weniger suche. Ruhe und Gleichheit des Gemüths füllen meine Seele. Alles ist gut, und es ist ein Gott, der für mich sorgt, warum soll ich mich betrüben? Was kann mir wiederfahren, das mir nicht gut wäre? Nur dann, wenn ich diese Grundsäze vergesse, wenn mich die Sinne dahinreissen, werde ich muthlos und schwach. Ich kann nur misvergnügt seyn, wenn ich sie verkenne: In dem Maas, als ich mich davon entferne, weniger oder mehr.

Der Leser.

Nach der Art, wie diese Säze zusammengefaßt, dargestellt und an einander gereihet sind, wird es schwer seyn, einen entscheidenden Einwurf aus der Vernunft dagegen vorzubringen. Nur eines scheint mir noch zu fehlen: es wird nöthig seyn, wenn sie ihre Vollwürkung hervorbringen, und allen vernünftigen Zweifel entfernen sollen, daß sie sinnlich, anschaulich gemacht, und vorzüglich durch die Erfahrung und Geschichte aller Zeiten bestärkt werden. Soll es

also

also ausgemacht, und durch die Geschichte selbst erweislich seyn, daß die Welt und Menschen sich stuffenweise zur Vollkommenheit entwiklen?

Ich.

Dies zu beweisen, wie ich hoffe, daß es mir gelingen werde, soll der Gegenstand unsrer künftigen Unterredung seyn. — Bis dahin gehab dich wohl.

Ende des dritten Gesprächs.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weishaupt, Adam,

Apologie des Misvergnügens und Uebels

Bd.: Drittes Gespräch

Frankfurt und Leipzig 1787

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.272
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11109114-3
VD18 80035728